



3 1761 07484951 4

Immisch, Otto
Das Nachleben der Antike

DE
71
I5



Das Nachleben der Antike

Von

Otto Immisch





Das Erbe der Alten
Neue Folge I

Das Erbe der Alten

Schriften über Wesen und Wirkung der Antike

Neue Folge, gesammelt und herausgegeben von

OTTO IMMISCH

Heft I

Das Nachleben der Antike

von

OTTO IMMISCH



G. Halie
10 Jan. '2

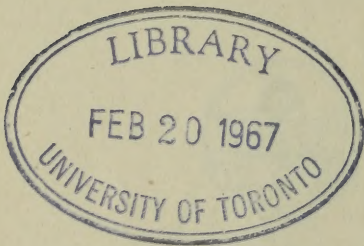
Das Nachleben der Antike

Von

Otto Immisch

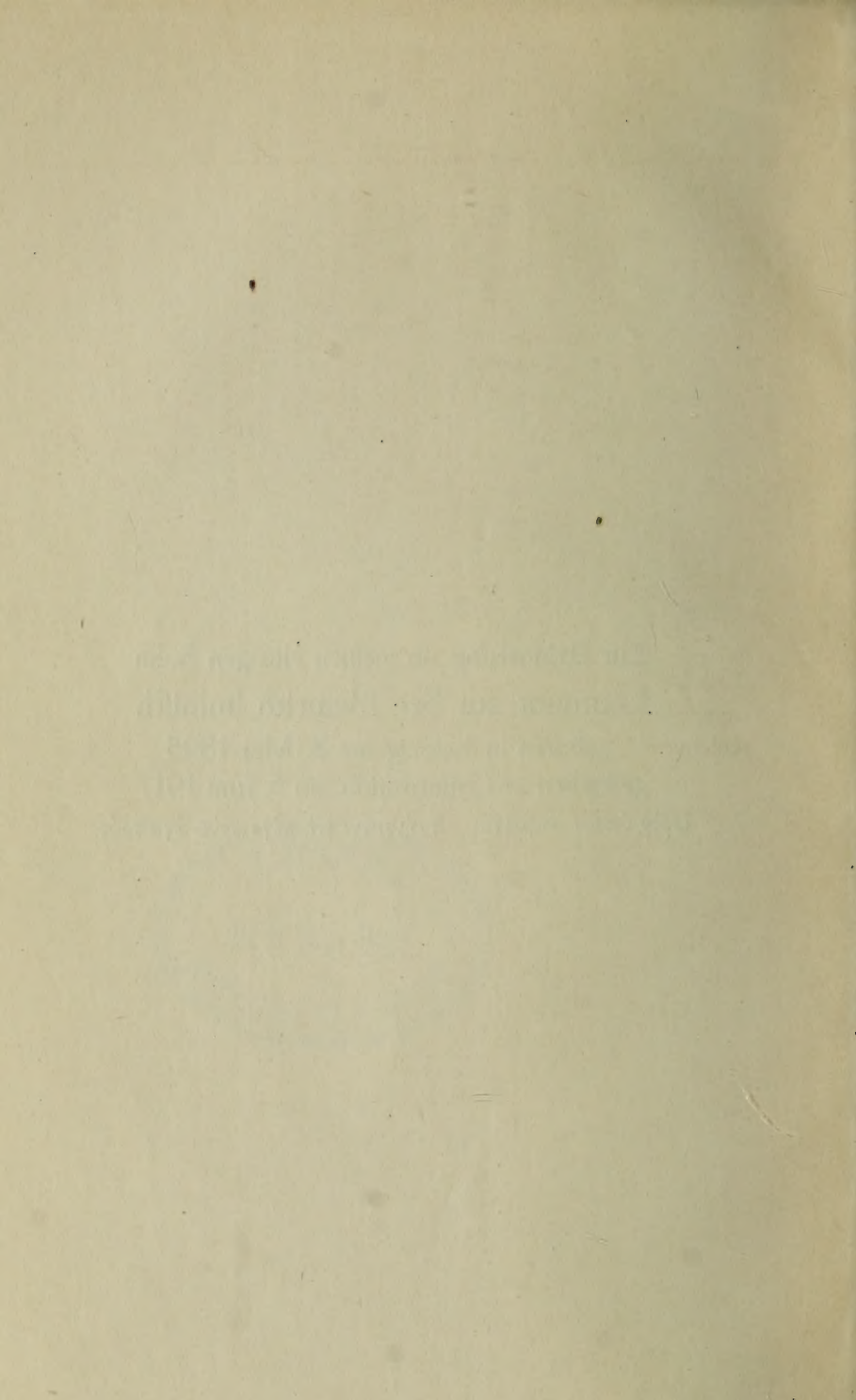


DE
71
I₅



Zur Erinnerung an meinen einzigen Sohn
Leutnant zur See Heinrich Immisch
geboren in Leipzig am 8. Mai 1895
gestorben in Gümürdjina am 5. Juni 1917

ἱερὸν ὕπνον κοιμᾶται. Διηίσκειν μὴ λέγε τοὺς ἀγαθοὺς.





In den letzten Dezembertagen 1918 hat sich auch Otto Crusius dem langen Zuge der Toten angeschlossen, die dieses Jahr des Unheils von uns scheiden ließ. Wir betrauern sie und preisen sie zugleich glücklich im Gedanken an alles, was ihnen erspart blieb und bleiben wird. — Dies Vorwort ist nicht die Stelle, ein Bild von Crusius' Leben zu zeichnen, aber seiner in Treuen zu gedenken ist gerade bei dieser Gelegenheit eine liebe Pflicht. Er war es, der diese Sammlung, von der nun eine neue Folge beginnt, zuerst geplant und ins Leben gerufen hat. Insbesondere das Problem der Nachwirkung der Antike hatte ihn tief, hatte wirklich mehr ihn ergriffen, als daß er danach gegriffen hätte. Schon in seiner Frühzeit, da in Leipzig neben seinen philologischen Lehrern Rudolf Hildebrands seelenvolle Eigenart ihn aufs stärkste beeinflusste, war in ihm, der von der Musik herkam, das Bedürfnis nach einer Wissenschaft rege, die über dem Ergebnis das Erlebnis nicht vergißt, die mehr leistet als nur Wissen und Einsicht zu steigern, die formend und veredelnd unser Innerstes zu erfassen die Kraft hat. Sein Vertrautwerden mit Erwin Rohdes und Nietzsches geistiger Welt mußte dieses Streben verstärken. Zum Ziele führen glücklicherweise sehr viele Wege, dieser Weinberg braucht Arbeiter von mancherlei Art. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Crusius selbst in seinen wirkungsvollen Vorlesungen vor allem den eigentlich philologischen Weg beschritten hat: das künstlerisch nachempfindende Verstehenmachen, die Interpretation. Daneben hat er indessen den allergrößten Wert auf eine historische Leistung gelegt, die Nachlebenforschung. In ihren tatsächlichen und bis heute andauernden Nachwirkungen offenbart sich ja die Lebendigkeit der Antike am sinnfälligsten. Das hat er selbst an einer Probe gezeigt, in seinen «Fragmenten aus der Geschichte der Fabel» (Leipzig 1913), denen er bezeichnenderweise ein Wort aus seines alten Lehrers Hildebrand Beiträgen zum deutschen

Unterricht voranstellte: «Namentlich wird eine möglichst lebendige (ich sage lebendige, nicht gelehrte) Kenntnis des Altertums unserer höheren Bildung immer notwendig sein.» Im Bereich der Fabel, ihm wie nur ganz wenigen vertraut, zeigte er, wie diese «Urgeschichten» einem alten Strome gleich immer von neuem «über die Ufer tretend weite Gebiete der Dichtung und des Lebens befruchten».

Über die Fachkreise hinaus wollte er in diesem Sinne mit unserer Sammlung wirken, obwohl diese auch Beiträge anderer Art nicht ausschließen sollte. Denn neben der «Wirkung» war es aufs «Wesen» der Antike abgesehen, und demgemäß können auch einzelne große Gestalten zur Darstellung kommen, die auch ohne den Ausweis ihrer historischen Bewährung zu unmittelbarer Wirkung auf die Gegenwart berechtigt scheinen: denn um Wert und Wirkung statt der bloßen Tatsächlichkeit sollte es sich auch in diesen Fällen handeln. Die Nachlebensforschung wünschte er überdies auch in fachmäßiger Einzelarbeit gefördert zu sehen, deshalb hat er seit den letzten Jahren dem von ihm herausgegebenen «Philologus» diese Aufgabe mit zugewiesen und das im Titel der Zeitschrift zum Ausdruck gebracht. Hoffen wir, daß diese zunächst natürlich nur bescheidenen Anfänge sich glücklich entwickeln und daß, wo immer diese Probleme in Angriff genommen werden, dies geschehen möge in der feinfühligsten und geschmackvollen Weise, die Crusius' Arbeiten sämtlich auszeichnet und die uns bedauern läßt, daß Umstände und persönliche Eigenart seinen Veröffentlichungen engere Grenzen gezogen haben als der zweifellos bedeutenden Einwirkung seines Wortes und seiner Lehre auf den großen Kreis seiner dankbaren Schüler.

* * *

Mancherlei Gründe ließen es, als unsere Sammlung an einen neuen Verleger übergang, diesem wünschenswert erscheinen, eine zweite Folge zu beginnen. Hierbei wird selbstverständlich der noch ausstehende Teil von Borinskis Werk über das Nachleben der antiken Kunsttheorien in der alten Form (als Heft 10) ausgegeben werden. Eine innerliche Um-

bildung ist nicht beabsichtigt. Wie sich die einstweilen mir allein obliegende Leitung künftig gestalten wird, bleibt noch vorbehalten. Zweckmäßig erschien es, der neuen Reihe ein besonderes Einführungsheft voranzustellen. Dies und nicht mehr will der anspruchslose Beitrag sein, den ich hier veröffentliche.

Er beruht auf Vorlesungen, die ich im März 1918 an unserer mazedonischen Front gehalten habe. Nicht um Fachdarbietungen handelte es sich dort, wie ich früher an der Westfront an wirklichen Fachkursen für im Felddienst stehende Philologen beteiligt war. Vielmehr sah die alte Moschee von Prilep, in deren weiter Halle unsere sehr mannigfaltigen Vorträge stattfanden, eine ebenso mannigfaltig zusammengesetzte Hörerschaft beieinander: Berufsoffiziere aller Grade, deutsche wie bulgarische, Reserveoffiziere aus den verschiedensten bürgerlichen Berufen, Ärzte, Schwestern und eine bunte Studentenschaft, die auch Naturwissenschaftler und Techniker in großer Zahl umfaßte. Da war vieles zu sagen, was man in einem mehr fachmännischen Kreise als bekannt voraussetzen darf. Nicht auf eigene Forschungsergebnisse kam es an, sondern auf die rechte Auswahl der Proben und auf eine gewisse Vollständigkeit des Überblicks. Zugleich durften theoretische Betrachtungen nicht fehlen, um den rechten Standpunkt für das Urteil über die vorzuführenden Tatsachen von vornherein zu gewinnen. Dabei war es unvermeidlich, längst von andern und auch von mir selber Gesagtes zu wiederholen. Ich habe mich, wie ich ausdrücklich feststelle, mehrfach selber ausgeschrieben, durfte aber auch auf Hörer rechnen, für die das zweckmäßig war. Ich setze voraus, daß auch unter den Lesern dieses Heftes nur ein kleiner Teil es bemerken wird, und der wird es um der Gesamtabsicht willen in Kauf nehmen. Denn wie wenig im ganzen die hier vertretene Auffassung selbst berufsmäßigen Geschichtsphilosophen geläufig ist, darüber hat mich erst kürzlich ein Gespräch mit einem solchen belehrt. Übrigens wird der Sachkenner in meinem Beispielmateriale doch hier und da minder Bekanntes, auch einiges Neue finden oder wider das herkömmliche Urteil Aufgefaßtes und Bewertetes.

Die Hauptangelegenheit blieb mir immer das Nebeneinander und der Überblick, und gerade weil der Rahmen jener Vorträge so weit zu spannen war, hielt ich sie für eine geeignete Grundlage zur allgemeinen Einführung in Einzeldarstellungen des großen Problems vom Nachleben der Antike, auf dessen mittelalterliche Teilstrecke jetzt auch Burdach wieder des öftern und mit Nachdruck hingewiesen hat (zuletzt: *Reformation Renaissance Humanismus*, Berlin 1918, S. 217).

* * *

An die Tage von Prilep schloß sich eine unvergeßliche Woche bulgarischer Gastfreundschaft in Sofia, wo ich in den Vertretern der Altertumswissenschaft liebe alte Schüler wieder sah und wo sechs von uns erneut als Vortragende auftraten. Mich selbst führte von dort der Weg auch noch ins bulgarische Operationsgebiet, zu einem sehnlich erstrebten, traurigen Ziel. In den Ostertagen grüßte ich ein teuerstes Grab, in der heroischen thrasischen Küstenwildnis, unfern Abdera, am westlichen Steilufer des Bistonischen Sees, zu dessen von Adlern umschwebter Einsamkeit aus der tiefblauen Aegäis die Insel Thasos und das königlich aufgetürmte Samothrake hinüberschauen. Der Grabstein trägt die gleichen griechischen Worte wie das Widmungsblatt dieses Heftes. Aber sie gelten in einem besonderen Sinne auch den großen Alten, von denen darin so oft die Rede ist. Auch von diesen Guten und Starken soll niemand sagen, daß sie sterben können. Selbst ihr Schlummer noch ist heiliges Leben.

Freiburg im Breisgau.

— Otto Immisch.



I.

Die Kriegszeit ist eine strenge Prüferin gewesen alles Herkömmlichen, ob es sich bewährte oder nicht. Kein Wunder, daß da neben vielen anderen Fragen auch unsere deutschen Bildungs- und Erziehungsfragen lebhaft erörtert worden sind, und noch eifriger muß dies jetzt geschehen, da wir unter dem Zeichen von Umsturz und Neubau stehen. Schon Plato errichtet seine idealen Staaten auf dem Fundament der staatlichen Jugendziehung: die Wirklichkeit der Gegenwart kann und wird nicht anders verfahren. Das gibt nun freilich ein ganzes Bündel von Problemen. Nur eins davon, doch nicht das unwichtigste, bezieht sich auf den Anteil, den die sprachliche und sachliche Einführung ins griechisch-römische Altertum noch immer an der Bildung und Fachvorbereitung unserer Jugend hat. Aber es greift darüber hinaus: es handelt sich um den Anteil der Antike an der deutschen Bildung überhaupt. Denn die Antike ist auch heute noch viel mehr für uns als nur ein Bildungsmittel, sie ist ein Bildungsbesitz. Wesentlich nur in diesem Sinne soll hier davon gesprochen werden. Nicht beabsichtigt ist eine bloße Schutzrede, das wird sich alsbald zeigen, wohl aber spreche ich, wie ich frei bekenne, auf dem Grunde derjenigen Überzeugung, die sich bei dem Hochschullehrer der klassischen Philologie von selbst versteht. Ob das Erbe der Antike lernend immer aufs neue zu erwerben für uns Deutsche auch weiterhin erforderlich und ob es lohnend bleibt, das ist eine Kulturfrage und nicht nur eine Schulfrage. Freilich eine Schulfrage auch. Aber mit dieser Seite der Sache wollen wir uns, wie gesagt, nur wenig befassen.

Damit es aber keine bloße Schutzrede wird, so wollen wir uns zunächst sozusagen in der Negation bewegen und von vornherein alles das verdeutlichen, was gegenwärtig den früher so starken, ja vielfach ausschlaggebenden Einfluß der Antike

herabgemindert hat, herabmindern durfte und mußte. Vier Umstände wollen wir dabei besonders ins Auge fassen.

Da ist zuerst die tiefgreifende Umformung all unserer Lebensverhältnisse, bewirkt durch die Veränderung und Ausweitung unseres Weltbildes, vor allem aber durch die so unendlich erweiterte Herrschaft über die Natur und die Siege über Raum und Zeit. Neugeordnet sind Grundlagen wie Ziele unseres wirtschaftlichen, staatlichen, persönlichen Daseins. Wir fühlen uns jeder Vergangenheit gegenüber in sozusagen grundsätzlich veränderter Lage. Herkommen und Gewohnheit löst sich deshalb leichter von uns ab wie von den Geschlechtern vor uns. Alles Neue, Zukunftsvolle, der Forderung des Tages Zugewendete drängt sich vor. Dafür scheint auch eine neugeartete Erziehung und Schule notwendig, mehr gegenwartsicher, mehr realistisch. Dem ist ja nun auch dadurch Rechnung getragen worden, daß das Monopol des humanistischen Gymnasiums fiel und die realistischen Schulen ihm gleichberechtigt zur Seite traten. Das wird heute auch jeder verständige Freund des Gymnasiums für notwendig und gut erklären trotz der nicht zu unterschätzenden Schwierigkeit, die die so entstandene Ungleichartigkeit der Studierenden dem Hochschulunterricht bereitet hat.

Das zweite ist die im vorigen Jahrhundert allmählich vollendete Schöpfung unseres Nationalstaates. An der Pflege der Antike, die keinem der heutigen Einzlvölker zu eigen gehört, hängt stets ein Stück Weltbürgertum, schon im Wort Humanismus liegt die Hinwendung zum allgemein Menschlichen und Übernationalen. Das ergab eine gewisse Spannung zwischen der humanistischen Bildung und dem nationalen Empfinden. In der Hochstimmung der Kriegszeit ist sie begreiflicherweise stark angestiegen. Es erscholl der Ruf nach einer ganz nur aufs Deutschtum gestellten Schule und Bildung und fand weithin den stärksten Widerhall. Heute, wo unser Volk zurückgeworfen und niedergeschlagen das mühsame Emporklimmen des letzten Jahrhunderts von neuem und mit vergleichsweise noch viel schwereren Anstiegsmöglichkeiten beginnen muß, erinnern wir uns vielleicht vorurteilsfreier der

Zeiten, da unter Anteil des Freiherrn vom Stein die *Monumenta Germaniae* begründet wurden (gerade jetzt vor hundert Jahren) und da Müllenhoff seine deutsche Altertumskunde schuf. In beiden Fällen, nicht minder auch in Wilhelm Mannhardts staunenswerten Arbeiten zur deutschen Volkskunde, legte man noch den größten Wert darauf, die Fundamente der Wissenschaft vom Deutschtum tief hineinzusenken in die antike Welt. Große Germanisten, wie Lachmann und Haupt, verbanden noch in ihrer Person harmonisch beide Wissenschaften miteinander, klassische Philologie und Germanistik. Andererseits erweist es sich als einen starken Trost in unserer Niederlage: so zertrümmert konnte unser Volk nicht werden, daß es mit der gleichen Sehnsucht wie ehemals in die antike Welt hinüberschauen müßte als nach einem Vorbild an Vaterlandsliebe und Staatsgesinnung. 1805 gaben gleichzeitig der junge Niebuhr und Friedrich Jacobs Übersetzungen der demosthenischen Staatsreden heraus in der ausgesprochenen Absicht, den von Napoleon bedrohten Deutschen das von Philipp bedrohte Athen mahrend vor Augen zu stellen. Dessen bedarf es nicht wieder, auch heute nicht, da das Hochgefühl des stolzen deutschen Kaiserreichs uns unmittelbar zu tragen aufgehört hat. Jetzt verdunkelt und verkannt, wird es doch gar bald in der Erinnerung als ein Gipfel deutscher Größe vor unseren rückschauenden Blicken leuchten, wahrlich ein näheres und wirkungsvolleres Vorbild als es die Sehnsucht der Deutschen vor hundert Jahren in der Ferne klassischer Zeiten sich suchte. Mit jener Spannung zwischen dem nationalen und dem humanistischen Empfinden müssen wir also weiter rechnen.

An dritter Stelle ist auf die Entwicklung unseres Parteiens Lebens hinzuweisen, gekennzeichnet durch die schon längst im Steigen begriffene, dann durch den großen Gleichmacher Krieg und nun durch die Revolution unwiderstehlich ausgebreitete Demokratisierung. In unserer Sonderfrage bedeutet das keine Einheitlichkeit der Wirkung. Das schon erwähnte Weltbürgerliche im Humanismus ist an und für sich der Demokratie nicht ungelegen, wohl aber widersteht ihr die Vorzugsschule und Standesbildung, und beides wird sich nie ganz vermeiden lassen,

weil einerseits die Pflicht auf Universitätsstudien vorzubereiten und andererseits der Mangel an unmittelbarer Verwertbarkeit zu Erwerbszwecken den altsprachlichen Unterricht stets aus der allgemeinen Zugänglichkeit mehr oder minder aussondern und herausheben werden. Umgekehrt die Gegenpartei, die neben dem Fortschritt Zusammenhalt des Überlieferten fordert und statt der Vereinheitlichung die das Volkstum gliedernde Mannigfaltigkeit, sie wird sich vielleicht dank der ihr eigenen Stärke der nationalen Gesinnung mit dem Weltbürgerlichen im Humanismus weniger befreunden und das Griechisch=Römische als Gegensatz zum Deutschen empfinden, dafür wird sie ihn schätzen als ein Stück sozusagen aristokratischer Tradition, als eine der erstrebten Bindungen an die Vergangenheit. Die gymnasialen gehen hier auf einem Wege mit den kirchlichen Überlieferungen zusammen. Für meine Person möchte ich glauben, daß gerade dies gleichmäßige Für und Wider nach beiden Seiten hin eine Gewähr für dauernde Unentbehrlichkeit bedeutet, wengleich die Gesamtwirkung dieser Verhältnisse im gegenwärtigen Augenblick im ganzen wohl eher den für den Humanismus ungünstigen Umständen zugezählt werden muß.

Viel eindeutiger in seiner Folgewirkung, viel einschneidender auch als vielleicht alles bisher Genannte hat sich ein Viertes geltend gemacht. Das ist der oft besprochene und gleichwohl außerhalb der Fachkreise immer noch nicht genügend gekannte oder anerkannte Umschwung, der sich in der Altertumswissenschaft selber vollzogen hat. Innerhalb dieser schon längst völlig am Ziel, hat er freilich ihr Anwendungsgebiet, die humanistische Schule, noch keineswegs ganz erfaßt. Da wirkt vielmehr auch heute noch die ältere Weise recht stark weiter. Das ist sehr verständlich und teilweise, wie sich zeigen wird, gar nicht zu vermeiden, es ist aber auch der Grund, weshalb bei Laien der erwähnte Umschwung selber so wenig bekannt ist, was dann leicht zu unrichtigen und ungerechten Urteilen führt. Wir können sagen: bis weit in die Neuzeit hinein leitete und rechtfertigte all die philologische Arbeit, oft ganz unbewußt, das Dogma von der Vorbildlichkeit der Antike, der Glaube an eine versunkene Welt voll lauter Größe und

Schönheit. «Da ihr noch die schöne Welt regiertet, wie ganz anders, anders war es da», das war schließlich der Grundton. Dieser Glaube mochte sehr mannigfache Stufen und Grade haben, irgendwie kam der Begriff des Vorbilds, des Musters, der Idealwelt immer zutage. Sehen wir uns z. B. Wilhelm von Humboldts Auffassung an, die an der Ausbildung des gymnasialen Neuhumanismus so wesentlich mitbeteiligt ist. Gewiß wäre es ein Irrtum zu glauben, er und die ihm nahestehenden großen Männer hätten kurzsichtig die unfreie, epigonemäßige Nachahmung eines antiken Mustermenschentums gefordert. Er ging etwa aus von dem Unterschied, den Schiller mit den nicht eben glücklichen Stichworten «naiv» und «sentimental» festlegte. Bei den Griechen die ungebrochene, von ursprünglicher Poesie und Schönheit erfüllte Natur, bei uns eine zwar hohe, aber allzu voraussetzungsreiche, abgeleitete, verstandesmäßige, schönheitsarme Kultur, oder, um mit Schillers Worten fortzufahren: «Da, wo jetzt, wie unsere Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht, lenkte damals seinen goldnen Wagen Helios in stiller Majestät.» Das wichtigste aber ist: nicht etwa ein Zurück wollte Humboldt, sondern ein Drittes, eine neue, gesteigerte Form des Lebens, die Synthese der beiden anderen Lebensstile, und in dieser wertvollsten Zukunftsleistung sah der vaterlandsliebende Mann eine weltgeschichtliche Aufgabe gerade des deutschen Geistes. Das nannte er «die Verbindung der Eigentümlichkeiten der Alten und der Neueren in eine einzige Form zu einer wahrhaft idealischen Veredelung unseres nationalen Charakters». Und das ist die Auffassung unserer Klassiker überhaupt, ihre Griechenliebe wollte uns dem deutschen Wesen keineswegs entfremden. In dem Spruche «Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit» darf der Anruf nicht übersehen werden, er besagt: «Ringe als Deutscher danach, auf dem Boden deiner Deutscherheit.» Aber freilich, so viel ist richtig: ohne die Aufnahme jener normierenden Vergangenheit war das neue Ideal unerfüllbar. Nicht, wie es heute viele Vaterlandsfreunde erstreben, ganz nur aus dem eigenen Volkstum heraus war das höchste zu leisten, ein

fremdes Muster mußte hinzutreten, und so haben wir denn den Begriff des Vorbildes doch auch bei Humboldt. Kein Wunder, daß die Schule, die auf dem Boden dieses klassischen Neuhumanismus erwuchs, so stark auch die Wissenschaft sich wandelte und die Abschwächung des klassizistischen Dogmas auch in den Unterricht hineinzutragen sich bemühte, dennoch fortfuhr, innerlich an diesem Dogma zu hängen und selbst heute es völlig preiszugeben schon aus pädagogischen Gründen gar nicht in der Lage ist. Denn die Jugend braucht nun einmal Imperative und Werte, die als solche von ihr empfunden und erlebt werden und die Hingabe von ihr heischen dürfen. Die Wissenschaft selber aber hat sich, wie schon gesagt, gründlich gewandelt, obwohl auch sie (wir werden das noch erkennen, und darin ist auch die Möglichkeit gegeben, den Zwiespalt zwischen ihr und der Schule auszugleichen) keineswegs zugleich mit der Preisgabe der Vorbildlichkeit bei der Entwertung der Antike anlangen muß. Zunächst freilich schien es, als sei das der Fall.

Es wurde aus der alten Philologie eine moderne Geschichtswissenschaft, für die der Begriff der Mustergültigkeit hinfällig ward, dem Grundsatz nach eine Zeitlang sogar der Begriff des Wertes überhaupt. Die Ermittlung der Sachverhalte, festzustellen, «wie es eigentlich gewesen war», das wurde nun auch dem Altertum gegenüber der leitende Gesichtspunkt. Wenn wir heute noch von den klassischen Sprachen, dem klassischen Altertum, der klassischen Philologie reden, so ist das Beiwort ohne innere Berechtigung weitergebraucht, eine herkömmliche Ausdrucksweise, die für griechisch-römisch beizubehalten schon die Kürze empfiehlt. Ansprüche im Sinne der Vorbildlichkeit liegen darin nicht mehr. Mancherlei Umstände haben diese Entwicklung herbeigeführt, darunter auch ein so äußerlich-zufälliger, wie der Eintritt der griechischen Welt, Mutterland wie Levante, in den neuzeitlichen Reiseverkehr. Aus einer fernen, traumhaft verschönerten Fata morgana ward nun Hellas ein nahes Wirklichkeitsland, anschaulich und greifbar in all seinen Besonderheiten. Aus seinem Boden entstiegen neben den Werken hoher Kunst auch

die tausend Erzeugnisse des kleinbürgerlichen Lebens und Treibens. Aus den Inschriften und Papyri lernten wir dessen Wirklichkeiten kennen, nicht selten bis zu jenen Niederungen hinunter, wo die Leute beim Schreiben stammeln und die Orthographie zu Ende ist. Das war nun der Feiertag nicht mehr, das Volk der edeln Einfachheit und stillen Größe, da stieg auch sein grauer Werkeltag mit empor, zahllose Dokumente seines Allzumenschlichen. Eine andere Gegnerschaft kam dem Klassizismus von der sprachlichen Seite her. 1816 war das Geburtsjahr der vergleichenden Sprachwissenschaft, durch Franz Bopp. Vergleichung ist stets die Feindin bevorzugter Einzigkeit. Je glänzender die junge Wissenschaft sich entwickelte, um so klarer wurde es: Griechisch und Lateinisch waren im Kreis ihrer indogermanischen Verwandtschaft durchaus nicht ein absonderlich begnadetes Geschwisterpaar. Auch mit der angeblich einzigartigen Logik des Lateinischen war es nichts. Desgleichen wurden Werturteile anderer Art zerstört. Die Spätentwicklungen der Sprache sind für den Linguisten natürliche Weiterbildungen, nicht mehr verächtlich behandelte Verfallserscheinungen, Bibelgriechisch und Neugriechisch kein entartetes Attisch, Vulgärlatein und Romanisch kein Sündenfall, der die Menschheit aus dem Paradies der goldenen Latinitas vertrieben hätte. Ferner, die Volksmundarten beanspruchten nun überall selbständige Bedeutung neben den Schriftsprachen, ja es zog im Grunde den Sprachforscher der sprachliche Wildwuchs lebhafter an als die schulmeisterlich geregelte Literatursprache, ganz wie der Botaniker dem durch Züchterwillkür veränderten Kulturgewächsen geringere Teilnahme schenken wird. Während in der Schulstube ein *potere* statt *posse*, ein *sentitus* statt *sensus*, ein *responsi* statt *respondi* helles Entsetzen weckt, sind diese Bildungen in der Studierstube des Sprachforschers als die tatsächlichen Grundlagen romanischer Wörter völlig heimisch und werden nicht als Barbarismen gegeißelt. Man sieht leicht, wie solcher Wandel in der Sprachbetrachtung wirken mußte. Der Lehrbetrieb in den beiden alten Sprachen war seit Jahrhunderten so gewesen, als sei da eine Art Normalgrammatik zu lernen, Mustergestaltungen menschlicher Rede

überhaupt. Wirkliche oder vermeintliche Eigenarten von ihnen wurden auch der Muttersprache aufgenötigt, in sie hineinschematisiert, so wenig sie nicht selten sich dafür eignete. Nun war auf einmal der Bann der klassischen Isolierung gebrochen. Auch Griechisch und Lateinisch zogen auf der allgemeinen Heerstraße der sprachgeschichtlichen Entwicklung einher. Das Privilegium war gefallen. In diesem Zusammenhange ist auch der Wechsel von der logischen zur psychologischen Auffassung und Bewertung vieler sprachlicher Vorgänge beachtenswert. Die ältere Auffassung setzte naiv Denken und Sprechen mehr oder minder einander gleich. Daher z. B. der ciceronianische Periodenstil, an dessen Ausbildung ja wirklich eine Art logischer Dressur der Sprache beteiligt war, der aber durchaus eine Sonderkunstsprache ist und für das Lateinische als solches keineswegs charakteristisch — dieser ciceronianische Periodenstil hat in der Tat, wie wir alle wissen, bis in die neueren Zeiten hinein im Ansehen der Vorbildlichkeit gestanden und streckenweise auch die deutsche Prosa von lateinisch gelehrten Leuten nicht eben erfreulich beeinflußt. Völlig los sind wir in der Schule den veralteten Betrieb und die veralteten Auffassungen auch heute noch nicht (die Gegner betonen das mit Vorliebe), doch wird fleißig an der Besserung gearbeitet. Die Hauptsache ist uns im Augenblick die Erkenntnis: Die alten Sprachen haben im Laufe des letzten Jahrhunderts unter dem Einfluß neuzeitlicher Sprachforschung das Recht verloren, sich im Sinne der Vorbildlichkeit noch weiter die klassischen Sprachen zu nennen. Wir treiben sie zwar zum Teil immer noch um der Sprachen selbst willen, d. h. wegen der allgemeinen sprachlichen Schulung, zumal vor deren Drill und Staub die Muttersprache besser behütet bleibt, in der Hauptsache aber lernen wir sie nur noch als Mittel zum Zweck, als Zugang zum griechischen und lateinischen Schrifttum.

Aber nun weiter: Dieses antike Schrifttum selbst, überhaupt der geistige Nachlaß des Altertums, seine Kultur, der Gesamtbegriff seiner geschichtlichen Leistung, seit wir wirklich geschichtlich zu sehen lernten, seit die Philologie Geschichts-

wissenschaft wurde, seitdem ist es auch da vorüber mit der Klassik, mit dem Glauben ans Vorbild. Das nächste war hier, daß innerhalb des Altertums selber gewisse Unterscheidungen, die auf dem klassizistischen Werturteil beruhten, an Bedeutsamkeit verloren. So beseitigte der siegreiche Kampf August Boeckhs gegen Gottfried Hermann, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die Vorzugsstellung der Literatur, die bis dahin weit mehr als alle anderen antiken Lebensgebiete die Forschung beschäftigt hatte. 1817, also etwa gleichzeitig mit der folgenschweren Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft, erschien Boeckhs grundlegendes Werk über den Staatshaushalt der Athener. Von einer ganz anderen als der literarischen Seite her trat hier das Altertum an uns heran und damit alsbald, durch die Inschriftenfunde kräftig gefördert, in breiter Front die sogenannten Realien überhaupt, Tatsächlichkeiten des antiken Lebens, nun neben der Literatur selbständig erforscht, nicht nur als Erläuterungsmaterial zu den Schriftstellern. Die Geschichte erhielt das Wort neben der Literaturkritik, in den Arbeiten Mommsens feierte die neue Richtung ihre höchsten Triumphe. Man darf aber nicht übersehen: der Bildungswert der Antike, ihre Verwertung als Bildungsmittel hatte jahrhundertlang nicht sowohl an solcher geschichtlichen Erkenntnis gehangen, sondern an der ästhetisch-kritischen Betrachtung der literarischen Meisterwerke. In den Besitzstand der Gebildeten konnten wohl Homer und die Tragödie ohne weiteres eingehen, das Budget Athens und die römische Magistratur konnten weder einen solchen Ehrenplatz beanspruchen, noch wollten sie es. Die neue Wendung der Wissenschaft war also dem bildenden Einfluß der Antike, im alten Sinne, nicht eben günstig. Als *scientia* nahm die Altertumswissenschaft zu, als *eruditio* nahm sie ab.

Noch in einem anderen Sinne wurde das fühlbar. Die älteren Vertreter des für unseren Schulbetrieb so wichtigen Neuhumanismus wandten sich, der ganzen Natur ihrer Bestrebungen gemäß, mit Vorliebe den großen Meisterwerken zu und damit den an solchen «Vorbildern» reichen Zeitabschnitten, die dann natürlich als «Blütezeiten» erschienen, denen sich

lange Verfallszeiten anschlossen. So etwa das perikleische Athen mit der hinreißenden Größe seiner Dichtung, Bilderei, Baukunst. Das war alles längst anerkannt. Dagegen war der sogenannte Hellenismus, an dessen Eingangspforte die gewaltige Gestalt des großen Mazedonierkönigs steht, innerhalb der Studien vernachlässigt und wurde in seiner bedeutenden Eigenart erst erfaßt durch einen der Begründer der neuen historischen Richtung, Gustav Droysen. Die sogenannten Verfallszeiten überhaupt kamen bei den Klassizisten gern zu kurz, man mied wohl geradezu spätere Schriftsteller, um sich an ihnen nicht sein gutes Attisch oder sein goldenes Latein zu verderben. Selbst ein so großer Philologe wie David Ruhnken vermag der sprachlichen Originalität des temperamentvollen Tertullian nicht gerecht zu werden, und bis 1889 lebte der in seiner Art als Sprachkenner unvergleichliche Cobet, der doch über hellenistisches Griechisch die beschränktesten Verdammungsurteile aussprechen konnte. Das ist nun alles sehr anders geworden. Die vielgelesene Literaturgeschichte von Wilamowitz widmet dem Hellenismus und den Spätzeiten absichtlich einen viel breiteren Raum als der altvertrauten Klassik. Selbst in der Schule regt sich immer lebhafter das Streben, den alten Lektürekanon zu erweitern. Schon wird hier und da sogar gefordert, auch mittelalterliche Lateiner zu lesen, als Quellschriften für die deutsche Geschichte. Zugrunde liegt, wie man leicht sieht, derselbe Vorgang wie bei den sprachwissenschaftlichen Einflüssen. Wo man früher vom Blühen und Welken sprach, da redet man jetzt wohl von Wachstum und Reifwerden. Nicht nur der Hellenismus und die römische Kaiserzeit, sogar auch das früher gern mit klassizistischem Abscheu ins Dunkel angeblich verdienter Unerforschtheit verstoßene Byzantinertum ist in rüstiger Arbeit in Angriff genommen worden. In den Bauten der späten Römerzeit, wie etwa in den Diokletiansthermen und der Konstantinsbasilika in Rom oder dem sogenannten Kaiserpalast in Trier, die dem Auge der Klassizisten bei aller Größe barbarisch schienen, spürte man jetzt in Raumanlage, Licht- und Farbwirkung den starken Geist eines neuen und selbständigen Kunstwillens.

All das ward nicht mehr in unbilliger Weise mit den Maßstäben vorausliegender Kunstepochen gemessen, es erhielt sein eigenes Recht, ward als eigenartig anerkannt und danach auch behandelt, wie denn der echte Geschichtssinn stets danach streben wird, alles an seinen Ort zu stellen und es in seiner relativen Berechtigung gelten zu lassen. Darin liegt das Entscheidende, aber freilich auch die große Gefahr des sogenannten Historismus, die allgemeine Entwertung der Vergangenheit durch die zeitliche Bedingtheit, an die sie angeketet wird. Es ist dabei ganz gleich, um was für geschichtliche Phänomene es sich handelt, mögen es Vorgänge sein oder geistige Erzeugnisse, schließlich sogar die historischen Persönlichkeiten selber. Alles scheint nun erst in dieser Bedingtheit seine Eigenart zu entfalten, sein inneres Leben, seine Seele gleichsam zu offenbaren; daran hängt sein volles Verständnis und an diesem Verständnis wiederum unsere Teilnahme dafür und das Maß seines Einflusses auf unser Innenleben. Das Historische wird auf diesem Wege gar leicht zum Nur-noch-Historischen. Man sagt dann wohl von irgend einer Leistung der Vergangenheit, sei es nun eine von da uns überkommene Religion, sei es eine gewaltige Dichtung, Homer etwa oder Äschylus: Ganz recht, es ist in der Tat etwas Großes und Schönes, aber — für damals! Unter den damaligen Voraussetzungen! Was hat es uns, unserer so veränderten Gegenwart zu sagen? Mit dem Wegfall jener Voraussetzungen bedarf es der gelehrten Vermittlung, ein unmittelbares Erlebnis, ein richtunggebender Imperativ kann es nicht mehr werden. Auf dem religiösen Gebiete sind wir alle, nicht ohne Schmerzen, Zeugen geworden, was diese Entwertung der Vergangenheit bedeuten kann. Es ist klar, daß im Bereich der klassischen Überlieferungen die gleiche Wirkung eintreten mußte, das Versagen der imperativen Kraft der nur noch historischen Antike.

Es stände schlimm um beide Gebiete, wenn es damit bewenden müßte. Aber da treten nun doch auch willkommene Gegenkräfte ins Spiel. Wiederum auf viererlei müssen wir besonders achten.

Erstens, nach dem griechischen Sprichwort: Der die Wunde

schlug, heilt sie auch. Das historische Relativieren zerstört wohl manchen alten Glauben, aber es macht auch neuen Glauben frei. Wurden Götzen zerschlagen, so wurden dafür auch verschüttete Heiligtümer wieder aufgedeckt. Muß die durch paulinische Theologie bedingte Messiasgestalt verblassen, so gewinnt an ihrer Stelle mit herzenbezwingender Gewalt die Jesusgestalt der Synoptiker eine neue Leuchtkraft. Der fromme Glaube des Mittelalters an den Christomysten, an den Weisen und Zauberer Virgil, an jenen Virgil, der Dante durch Hölle und Fegefeuer führte, ist längst abgetan, auch der Virgil Friedrichs des Großen konnte vor der tieferen Einsicht in seine voraussetzungsreiche und abgeleitete Kunst nicht bestehen, aber eben damit ist auch die Bahn erst recht frei geworden für den Größeren, für Homer. Die krasse und verstiegene Rhetorik der sogenannten Tragödien des Seneca erschien der Renaissancezeit als ein Gipfel tragischer Kunst, auch auf Shakespeare hat sie tief eingewirkt; noch im 17. Jahrhundert stellt der Holländer Daniel Heinsius seine Troerinnen weit über die Hekabe des Euripides. Dem gleichen Stück wird die Ehre zuteil, als erste Übersetzung einer antiken Tragödie in die deutsche Literatur einzugehen, mit preisenden Lobsprüchen des Übersetzers, Martin Opitz. Uns ist heute eine solche Einschätzung ganz unfaßbar, mit dem Ruhme Senecas als Tragikers ist es vorbei für immer. Die geschichtliche Betrachtung der antiken Tragödie verweist seine Stücke sogar aus der Poesie überhaupt hinaus, es ist Rhetorik in Versen. Aber der echten tragischen Dichtung, der attischen Tragödie, ist das nur zugute gekommen. — Die beiden Beispiele, Virgil und Seneca, sind auch in anderer Hinsicht lehrreich. Geschichtlicher Einsicht ist es zu danken, wenn nicht nur Homer und den Tragikern der Griechen vor diesen lange überschätzten Römern ihr Recht wurde, sondern überhaupt dem Griechentum vor dem Römertum. Und da hat schon der Schönheitssinn des Neuhumanismus der Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts trefflich vorgearbeitet, indem er dem Vorzug des Lateinischen ein Ende machte, der seit der Renaissance so geherrscht hatte, daß man auch das Griechentum sozusagen nur durch die lateinische Brille betrachtete.

Man spürt den Wandel (was beiläufig bemerkt sei) auch an einer recht äußerlichen und doch sinnfälligen Sache, an der mehr und mehr unmodern gewordenen Latinisierung der griechischen Eigennamen, auch aus dem Verschwinden der römischen Götter aus dem Apparat der Dichtersprache und den Allegorien der Kunst. Noch Goethes Iphigenie, die Griechin, spricht von Jovis Thron. Es ist unlängst festgestellt worden, daß Vossens so unendlich einflußreiche Odyssee von 1781 das Signal zu dem neuen Brauch gegeben hat. Kaum je noch begegnet uns eine Minerva, dagegen Pallas und Athene sehr oft. Doch das ist, wie gesagt, nur ein Symptom, das Wichtige ist die allgemein zunehmende Höherwertung des Griechentums. Nur unter dem segensreichen Einfluß des geschichtlich geschulten Urteils hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß — nach einem Ausdruck von Wilamowitz — das Römertum geistig nur als eine Provinz der griechischen Welt zu gelten hat. Und während das Gymnasium ehemals wohl auch «Lateinschule» war und hieß, konnte von der modernen Schule Harnack sagen, das Griechische sei ihr Herzstück. Die Abwendung vom Lateinischen ist zeitweise sogar zu weit gegangen, und es ist gut, daß die neueste historische Wissenschaft nach einer Art von natürlicher Gegenwirkung wiederum dabei ist, auch dieses zurechtzurücken und den relativen Eigenwert auch der Römer zu betonen. Plautus in seiner derben Frische braucht sich vor dem oft überfeinen Menander nicht zu verstecken, Petron in seiner Gescheitheit und Laune ist ganz unvergleichlich, nichts Griechisches kann an ihn heran, und auch Horaz bedeutet unendlich viel mehr als nur einen Nachdichter und Aneigner.

Eine zweite Betrachtung können wir kürzer fassen. Die Bedingtheit der historischen Erscheinung ist wenigstens auf dem Gebiete der geistigen Erzeugnisse doch nicht so schlechthin gültig, wie es scheint. Wir stoßen da auf das nie völlig zu enträtselnde Geheimnis des Genius. Auch wenn er in seiner Zeit drin steht und also von ihr bedingt ist, so vermag er es dennoch — das Wie und Wodurch ist sein verborgenes Wunder — über diese seine Zeit sich zu erheben,

seine Werke steigen empor und reihen sich ein in die Kette der überzeitlichen Werte, sie wirken durch die Jahrhunderte hin, manchmal verkannt, aber immer aufs neue siegreich: «Die unvergleichlich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.» Daß uns im Schatz der Antike nicht eben wenige Leistungen dieser so absonderlich edeln Art überkommen sind, bestreitet kein verständiger und geschmackvoller Mann, ebenso daß von ihnen ganz besonders das ausgeht, was die Antike an Bildungskräften zu entfalten hat. Da ändert kein Historismus was daran.

Erschüttert schon diese Tatsache des Weiterlebens und -wirkens den durch eine neuere Philosophie weitverbreiteten Glauben an die abgeschlossene Einmaligkeit der historischen im Gegensatz zu den Naturphänomenen, so tun das noch mehr die anderen zwei Erwägungen, die noch ausstehen. Wohl kehrt, was war, genau so niemals wieder, aber es gibt entschieden die stärksten Ähnlichkeiten auch zwischen weit auseinanderliegenden Zeitaltern, seien es nun Ähnlichkeiten in den äußeren Verhältnissen oder eine engste Verwandtschaft in Weltanschauung und Lebensgefühl, in der gesamten Stimmung und auch in ihrem Ausdruck, im Stil. So hat z. B. die römische Kaiserzeit nacheinander ihren Klassizismus, ihr Barock, ihr Rokoko, ihre Romantik erlebt. Unsere eigene Zeit ist schon oft und mit Recht mit dem stark individualistischen, religiös und gedanklich tief aufgewühlten und im Übermaß voraussetzungsreichen Hellenismus verglichen worden. Was Wunder, wenn das Ähnliche das Ähnliche anzieht? Wenn alte Sterne, die schon erloschen schienen, in der verwandten Sphäre neu aufleuchten? Wir beobachten seit längerer Zeit schon in Deutschland bei unseren Dichtern, Künstlern und Denkern eine neue Hinwendung zur Antike, und es war das bisher ein ähnlich gestimmtes Verhältnis, wie es die großen Alexandriner zu den Meistern der altgriechischen Zeit hatten, hier wie dort kein Epigonentum, denn es verbindet sich aufs innigste gerade mit dem fortgeschrittensten Wesen und Können der eigenen Zeit. Es steht mitnichten so, wie mir Troeltsch einwendete gegen meinen oft schon wiederholten Hinweis auf diesen Neo-

hellenismus unserer Gegenwart, als handle es sich da nur um vereinzelte Geschmacksaristokraten und kleine Ästheten-
gruppen, die für unser nationales Leben bedeutungslos seien. Das ist nicht einmal für Stefan George zutreffend, obwohl dessen Kreis jeder Massenwirkung geflissentlich widerstrebt. Wie es in Wahrheit steht, kann jetzt ein wirkungsvoller Vortrag zeigen, den der Wiener Vertreter der Literaturgeschichte, Brecht, unlängst über diese Dinge gehalten hat (Klassisches Altertum und neueste Dichtung, Mitteilungen des Wiener Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums, 1918, Heft 18, S. 25 ff.). Deutlich redet aber auch schon die Statistik des Buchhandels und des Theaters. Kaum jemals wurden Übersetzungen antiker Schriften, ältere wie neuhergestellte, so massenhaft gedruckt und verbreitet, wie seit den letzten zwölf Jahren etwa, und zwar in geschmackvoller Form, für den Bücherschrank der Liebhaber (denn ich meine natürlich jetzt nicht die auch früher schon sehr reichliche Produktion zu Sonderzwecken, im Westentaschenformat). Kaum jemals sind Übersetzungen und Nachdichtungen antiker Tragödien oder auch eigene Umformungen griechischer Tragodumena so häufig und unter so lebhafter Teilnahme über unsere Bühnen gegangen wie in dieser Zeit. Noch während der düsteren Kriegsjahre ist eine ganze Reihe solcher Sachen erschienen, nicht etwa von silberhaarigen Epigonen und Mitläufern, sondern gerade von unserer frischesten und eigenwilligsten Dichterjugend. Ein Freund, der unlängst einen Aufsatz über das Nachleben des Alkestisstoffes veröffentlicht hatte, worin er eine lange Reihe solcher Stücke besprach, bekam daraufhin von einem dieser Dichter noch eine neue, soeben fertig gewordene Alkestis zugesendet, mit der lakonischen Notiz: Nr. 26. — Dies reiche literarische Leben ist viel zu kräftig, zu voll von Jugend und zukunfts zugewendetem Willen, als daß man es wie Troeltsch als bloße Eigenbrötelei ignorieren dürfte. Es ist schon so: Die alten Sterne leuchten wieder, auch uns. Wir sehen auch auf diesem Wege, mit der Einmaligkeit der geschichtlichen Erscheinung stimmt es nicht, es gibt ein Erneuern, ein Wiederaufleben, das viel mehr ist als bloße geschichtliche Rekon-

struktion. Und das führt uns auf unseren letzten Punkt, zugleich den wichtigsten, auf das Nachleben der geschichtlichen Dinge überhaupt, das noch in einem viel weiteren und tieferen Sinne stattfindet als das erwähnte, mehr sprunghafte Sich-erneuern in verwandt gestimmten Zeitaltern.

Ähnlich wie die Natur hat auch die Welt des Geistes das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Das Verschwinden einer historischen Erscheinung bedeutet keineswegs ihr Ende (*desinunt ista, non pereunt*). Auch das Geistige, ist es erst einmal geformt hervorgetreten, bleibt «geprägte Form, die lebend sich entwickelt». Und weil lebend, so auch irgendwie wirkend. Diese Wirkung löst sich nun freilich (im verwandlungsreichen Fortzeugungsprozeß der Natur ist es aber nicht anders) von dem ursprünglichen Gebilde los, paßt sich neuen Voraussetzungen an, lebt und webt so weiter zu eigenem Recht und erzeugt immer weitere Nachwirkungen mit der gleichen Umbildungsfähigkeit und Selbständigkeit. Der Historiker soll die Glieder dieser lebendigen Kette wohl voneinander unterscheiden, aber er soll die Kette nicht zersprengen, namentlich soll er das Anfangsglied nicht vereinzelt absondern wollen. Die Forschung ist nur zu oft so verfahren, als sei ihr Geschäft erledigt, wenn dieses Anfangsglied für sich genommen recht fest und sicher verknüpft worden war mit dem ursprünglichen Herkunftsorte. So ist es mit dem sogenannten historischen Jesus gegangen, dem Heiland in seiner geschichtlichen Bedingtheit, und doch gehört untrennbar zu ihm auch das Evangelium und die Kirche, sein ganzes, stets gewandeltes, aber noch immer wandelbares und bis auf den heutigen Tag unerschöpftes Nachleben — wahrlich keine «Einmaligkeit», sondern als Ganzes ein zusammenhängender Energieumsatz, so gut wie in irgend einem Naturphänomen. Wieder sind es die neueren Sprachforscher, die uns auf ihrem Gebiet mit der richtigen Auffassung längst vorangegangen sind, indem sie alle Neubildungen und Nachschöpfungen mit der Ursprungssprache zu einer Einheit zusammenfassen. Die griechische Grammatik reicht heute, dem Grundsatz nach (und es gibt auch schon den freilich unvollkommenen Versuch einer Aus-

führung) von Homer bis ins Neugriechisch der Gegenwart. Die lateinische Grammatik umspannt vom Altlatein an gleichfalls die gesamten Weiterbildungen, auch über das Altertum hinaus das mittelalterliche Latein, auch die sämtlichen romanischen Tochtersprachen, die alle nur Sonderfälle spätlateinischer Entwicklungen sind. Man kann das auch so ausdrücken: Griechisch und Lateinisch sind gar nicht, wie man so oft hört, tote Sprachen, sie leben im Neugriechischen und Romanischen noch heute, nicht anders wie das Altdeutsche im Neudeutschen.

Es kommt nun gar nicht so selten vor, daß das Eigenleben der Nachschöpfungen an Bedeutsamkeit und wirkender Kraft dem ursprünglichen Geisteserzeugnis gleichkommt oder es sogar übertrifft, weil es neuen Lebensbedingungen sich umwandelnd angepaßt hat. Es ist dann wohl oft so, wie für unser physisches Leben die Sonnenenergie nur in der abgewandelten Form wohlthätig sein kann, die ihr Raum und Zeit auf ihrem Weg bis zu uns hin geben, nicht aber die Sonne in ihrer glühenden Ursprünglichkeit. Man könnte eine lange Reihe von Kulturwirkungen nennen, bei denen die Umformungen solch eine bedeutsame Selbständigkeit gewannen. Für weite Gebiete Europas hatte das Pandektenrecht und der *Usus modernus* zweifellos sehr viel mehr zu bedeuten als das sogenannte reine römische Recht. Nicht der historische, der echte und ursprüngliche Plato, vor allem nicht der Sokratesjünger Plato war es, der, im Renaissancezeitalter wiederentdeckt, die Fesseln der kirchlichen Philosophie sprengen und damit den modernen Geist entbinden geholfen hat — diesen ursprünglichen Plato hat vollständig erst Schleiermacher wieder zur Wirkung auf-erweckt —, der Philosoph, für den die Florentiner Akademie und Bessarion und andere Humanisten sich begeisterten, dem Raffael mit der Parteinahme des Künstlers auf seiner Schule von Athen den himmelwärtsgerichteten Blick gibt, während Aristoteles' Auge erdenwärts schaut, das war der neuplatonische Plato und sein nach den Bedürfnissen der antiken Spätzeit allmählich umgeformter oder doch umbetonter Platonismus. Der kirchliche Aristoteles aber, der im Namen dieses Plato damals befehdet wurde und der so lange und mächtig ge-

herrscht hatte, auch der hat, in anderer aber nicht minder greifbarer Weise, mit dem echten Aristoteles zeitweilig nur noch recht wenig zu schaffen gehabt. — Zielinski hat uns gezeigt, wie zum isolierten historischen Cicero hinzuzunehmen sind der Reihe nach: der Cicero der Kirchenväter (neben Seneca der wirkungsvollste Vermittler der humanen Ethik des Hellenismus ans lateinische Mittelalter), sodann der Cicero der Renaissance, der Erwecker eines neuen Strebens nach sprachlicher Formenschönheit, endlich der Cicero der Revolutionszeit, Meister und Vorbild in politischer Rede und republikanischer Gesinnung. Alle vier Cicerogestalten zusammengenommen bedeuten erst das ganze historische Phänomen Cicero.

Die Beispiele haben wohl klagemacht, wie wir uns dies «Nachleben» vorzustellen haben. Die angebliche «Einmaligkeit» des Geschichtlichen besteht überhaupt nicht. Alles überhaupt, was lebte und wirkte, lebt und wirkt auch weiter. Der geistige Gesamtorganismus der Menschheit gleicht unserem individuellen Zentralnervensystem mit seiner «Plastizität», das sich durch jedes Erlebnis irgendwie neu gestaltet, so daß jedes Erlebnis und jede damit zusammenhängende Einzelfunktion die Grundlage für alle folgenden Erlebnisse und Funktionen irgendwie mitgestaltend beeinflusst. Diese Einflüsse können hier wie dort unserem Auge streckenweise oder auch für immer unsichtbar bleiben, vorhanden sind sie deshalb nicht minder. Unser geistiges Leben, das einzelne wie das Gemeinschaftsleben eines Volkes, senkt, um ein anderes Bild zu brauchen, ein unermesslich feinverteiltes Wurzelgeflecht tief hinein in seine Vergangenheiten, und bei uns hängt dieses Geflecht an zwei Hauptwurzeln, die eine haftet im germanischen Boden, die andere im Kulturbereich der Mittelmeerwelt. Ob wir uns, vornehmlich in unserer Erziehung und Bildung, von dieser südländisch-antiken Wurzel lösen, ob wir uns mit dem neuerdings uns empfohlenen «gotischen» Menschen in uns begnügen können, das hängt, wie man nun leicht sieht, von der Beantwortung der Frage ab, wie stark tatsächlich jene Wurzel ist und wie bedeutsam das gesamte Wurzelgeflecht, das sich in ihr vereinigt, bedeutsam in der Hinsicht, daß es

nicht ganz oder überwiegend schon abgestorben ist, daß es uns noch wirklich Lebensäfte zuführt. Und ist das, was uns von da aus zuwächst, auch wirklich ein Einwuchs und nicht nur ein Anwuchs? Ist es lebenssteigernd und nicht lebenshemmend?

Wie es damit steht, das soll uns nun ein Überblick über die Tatsachen des Nachlebens zeigen. Er will nichts Erschöpfendes geben, das ist bei der unendlichen Fülle des Stoffes ganz ausgeschlossen, auch nicht viel neue Forschungsergebnisse. Es soll wirklich ein Überblick sein, eine Orientierung, ausreichend insofern, als meine Beispiele eine Art Allgegenwart des antiken Lebens aufzeigen wollen, indem wir mit einer gewissen Systematik alle wichtigen Kulturgebiete durchheilen. Der Zweck ist die Einsicht, daß wir den geistigen Aufbau unseres eigenen Volkstums und seiner Kultur zu verstehen aufhören würden, wenn wir jemals das Verständnis für den antiken Einwuchs darin völlig verlören. Zugleich wird die Antike bei solcher Betrachtung von der Starrheit des Ausgelebten und Gewesenen befreit, sie erscheint als ein Teil unseres eigenen Lebensprozesses, und darin liegt, daß sie selber noch flüssig und wandelbar wie alles Lebendige auch für die Zukunft noch neue Wirkungen und Aneignungsmöglichkeiten entfalten kann. Wie dies gemeint ist, darauf wird im Schlußabschnitt zurückzukommen sein.

II.

Wir beginnen unseren Überblick mit der Sprache, diesem ersten und wichtigsten Geisteserzeugnis der menschlichen Gemeinschaften, der Voraussetzung für all die Austauschvorgänge, welche die Kultur erst schaffen. Doch sei vorher ein kurzes Wort wenigstens einem anderen Gebiete gewidmet, das wir, soviel sich darüber sagen ließe, im ganzen beiseitestellen werden, weil wir hier nur die kulturgeschichtlichen Dinge verfolgen wollen, von denen man es zu trennen pflegt, ich meine die im engeren Sinne sogenannten geschichtlichen Vorgänge oder Ergebnisse, Geschichte als Gegensatz zu Kulturgeschichte. Es ist nun doch nicht Undank gegen die unerhörten Leistungen

unseres Heeres, da es noch innerlich unzerklüftet und in deutscher Eidestreue aufrecht stand, wenn wir sagen: Wohl überstrahlt dieses deutsche Heldentum die Tage von Marathon, Thermopylae und Salamis, aber diese griechischen Ehrentage haben von ihrer Bedeutung deshalb nichts eingebüßt. Sähe doch die europäische Welt zuversichtlich heute ganz anders aus, wenn die asiatische Despotie damals nicht gezwungen worden wäre, vor den Pforten europäischer Freiheit haltzumachen. Das Gegenstück haben wir im abendländischen Europa. Wenn unsere westdeutschen Stämme den übrigen um Jahrhunderte in der Kultur voran waren, wenn der Schwabe, wie man scherzhaft sagt, schon seine Spätzle verzehrte, da die Norddeutschen noch «Eichle gesse han», was anders ist der letzte Grund davon als die Kriegs- und Friedenseroberungen von Cäsar und seinen Nachfolgern in Gallien und in den Rheinlanden? Die Monumente des Römertums aus jenen Zeiten ragen noch sichtbar überall empor in unseren Westmarken. Eine römische Markthalle wandelte und erweiterte sich allmählich zum Dome von Trier, ein Römerbau ist dort auch die protestantische Basilika. Wo das Grabmal der Sekundinier stand (die Igeler Säule), mit seinen Reliefbildern aus dem Leben und Treiben des antiken Tuchfabrikanten, da ist noch immer der gleiche Handelszweig lebendig. Die Herstellung von Töpferware läßt sich in einem Eifelort von 300 n. Chr. bis in die Neuzeit verfolgen, nur daß diese Keramik erst heute der Feinheit antiken Formempfindens sich wieder anzunähern begann. Um uns dem Gebiete der Sprache wieder zuzuwenden: was bedeutet doch abgesehen vom deutschen Westen, wo sie nur unvollkommen gelang, die allgemeine Romanisierung der sonstigen westlichen Welt durch den römischen Imperialismus! Weit über den Bereich des alten Imperium Romanum hinaus, auch in der Neuen Welt, herrschen noch jetzt lateinische Idiome, umspannen ein gewaltiges Stück der Erdoberfläche überhaupt. Und daß der sprachlichen Gemeinschaft auch ein völkisches Gemeingefühl noch immer entspricht, das haben wir während des Krieges genugsam erfahren, wo es sich zum Teil sehr böse gegen uns gewendet hat. Auch in Rumänien

war es mit im Spiel, im letzten Grunde doch eine Folgewirkung der Politik des alten Römerkaisers Trajan, auf den sich dieses Stück Lateinertum zurückleitet.

Doch genug davon. Fassen wir das Nachleben der Sprachen ins Auge, soweit es unsere deutsche Sprache angeht. Da ruht denn der starke Einfluß vor allem darauf, daß Griechisch und Lateinisch Weltsprachen gewesen sind — was man eben damals die Welt nannte —, Griechisch für den Osten, Lateinisch für den Westen der Mittelmeerwelt. Nicht in der ursprünglichen, der aramäischen Form der Herrenworte vermochte deshalb das Evangelium diese Mittelmeerwelt und was sich an sie anschloß zu erobern, dazu bedurfte es der griechischen und später der lateinischen Predigt und Bibel. Auch von Indien und nicht von Hindien reden wir noch heute, trotz Hindostan und Hindu, nur um der griechischen Weltsprache willen, in die das Wort ohne H hineingelangt ist, weil der ionische Griechenstamm, der die ersten Kenntnisse von Indien der europäischen Welt vermittelt hat, den Hauchlaut schon früh verloren hatte, so wie ihn die heutigen Neugriechen nicht kennen. Damit wären wir denn bereits in die Einzelheiten des antiken Sprachnachlebens gekommen. Aber gerade bei dem sichtbarsten Stück davon, bei unseren ungezählten griechischen und lateinischen Fremdwörtern, wollen wir uns am wenigsten aufhalten, obwohl freilich gerade sie das Nachleben auch insofern gut beleuchten, als ein gutes Teil davon gar nicht aus den antiken Sprachen im engeren Sinne herkommt, sondern aus deren Nachschöpfungen, aus der kirchlichen und mittelalterlichen Latinität, oder es handelt sich gar um künstlich zurücklatinisiertes Romanisch. Trotz alledem wollen wir im Kampf um den Humanismus das antike Erbstück der Fremdwörter nicht besonders hervorheben. Keine Rede davon, daß etwa das Heil der Wissenschaften an dieser ihrer, freilich international verständlichen Kunstsprache hänge. Und was den ausserwissenschaftlichen Gebrauch angeht, so wird man zwar nicht sämtliche Ergebnisse der Verdeutschungsleidenschaft billigen — sie waren nicht selten so schlecht wie anderer Kriegersatz auch —, im ganzen aber darf man sich

der zunehmenden Reinigung unserer Sprache zweifellos freuen. Es handelt sich recht häufig um sprachlichen Anwuchs, selten um Einwuchs.

Auch bei einem anderen Gegenstand, der oft genug in ungünstigem Sinne gegen die humanistische Bildung erwähnt wird, wollen wir nicht verweilen, ich meine den nicht immer guten Einfluß lateinischen Satzbaues auf die deutsche Prosa. Freilich stammt er nicht erst, wie die Gegner gern behaupten, von den bösen Philologen her und von der humanistischen Gelehrtenschule. Er gründet sich letzten Endes auf die mittelalterliche Herrschaft des Lateinischen und ist schon seit dem 14. Jahrhundert von Kennern in der deutschen Geschäfts- und Rechtssprache nachgewiesen. Ja es sind sogar aus noch früherer Zeit selbst die aus antiker Periodenkunst herstammenden und auch im Mittelalter streckenweise sehr beliebten rhythmischen Satzschlüsse nachgewiesen worden, eine Technik, die stets die Freiheit der Wortstellung beeinträchtigen muß und mithin der Natürlichkeit des Ausdrucks schadet. So alt also ist dieser fremde Zwang. Doch soll natürlich nicht geleugnet werden, daß auch das schulmäßige Lateinschreiben mehr als eine gelehrte Feder verdorben hat. Nur dürfen wir nicht übersehen, daß neben dem schlechten auch ein wohltätiger und sehr guter Einfluß steht. Jeder Leser Lessings kann das spüren, dessen schlanke, fein symmetrische und antithesenreiche Prosa zwar nicht an der ciceronischen Periode, wohl aber an Seneca geschult ist. Rudolf Hildebrand, einer der deutschesten Antiklassiker, hat mir gegenüber einmal sein Bedauern ausgesprochen, daß er einen Lieblingsplan nicht mehr ausführen könne, den Nachweis nämlich, welchen Anteil an der Ausbildung einer scharfen und klaren deutschen Prosa die jahrhundertelange Übung der lateinischen Disputationen an den alten Universitäten gehabt habe. Neuerdings haben wir gelernt, daß dort, wo gepflegte deutsche Prosarede zuerst und mit bedeutender Wirkung für das Entstehen unserer jetzigen Schriftsprache hervortrat, im Böhmen Karls IV., die lateinischen Einflüsse der Petrarca und Rienzi sehr lebhaft im Spiele sind. Wahrlich, der Glaube an die Vorbildlichkeit antiker Sprach-

meisterschaft ist nicht erst durch die Gymnasien und durch Stockphilologen (Alexandriener, wie man sie jetzt gern schilt) für die Praxis bedeutsam oder wenn man will verhängnisvoll geworden. Übrigens steht es auch hier so wie bei den Fremdwörtern. Es ist ganz recht, wenn gegen die Latinisierung deutscher Rede angekämpft wird. Erledigt wird sie damit indessen nicht. Manche Teile davon sitzen dafür zu tief, gehören überhaupt nicht zur Oberschicht der Literatursprache, sondern sind eingewachsen ins wirkliche Volksdeutsch. Auf solche Elemente wollen wir jetzt besonders unser Augenmerk richten. Sie werden seltsam wenig beachtet und zum Teil von den Gegnern der humanistischen Bildung absichtlich übersehen.

Es handelt sich dabei, wie es sich bei der geographischen Lage und den geschichtlichen Schicksalen Deutschlands von selbst versteht, wesentlich um lateinisches Nachleben; wo griechisches in Betracht kommt, ist es fast immer lateinisch vermittelt. Der Einfluß betrifft überwiegend den Wortschatz, doch erfaßt er stellenweise sogar auch die Wortbildungssilben. Es ist z. B. doch eine nachdenkliche Sache, daß jeder Handwerkersmann, der Bäcker, Schreiner, Schneider usw., auch wenn er nichts davon ahnt, ein Stückchen Lateinisch mit sich führt: das wortbildende *er* (älter: *aere*) ist nichts als die lateinische Endung =arius, z. B. *molarius* = Müller. Lustig bleibt auch der Fall der niederdeutschen Frauenbezeichnungen: *die Käksch*, *die Pastorsch*, auch *die Schultsch* usw. Das ist in der Lautierung des Plattdeutschen dieselbe Endung, wie wir sie in *Prinzeß* haben; vgl. englisch *governess* usw., französisch *duchesse* usw., italienisch *principessa* usw. Diese Endung ist dem späteren Lateinisch und von da dem Romanischen aus dem Griechischen zugekommen, wo sie – und zwar in der Form *issa* – in hellenistischer Zeit für allerlei Femininbildungen Mode wurde: *basilissa*, *oikonomissa*, bei den Christen die *abbatissa* so gut wie die *diaconissa*. Und das merkwürdigste ist, ihr letzter Ursprung scheint, wie neuerdings zwar nicht ohne Widerspruch, aber dennoch überzeugend behauptet wurde, auf mazedonischem Boden gesucht werden zu müssen: bekannt ist den meisten die lange Stoßlanze des

mazedonischen Heeres, die mit derselben Ableitungssilbe *sarissa* hieß. So ist also ein mazedonischer Provinzialismus der Wortbildung durch wer weiß welchen Zufall in der griechischen Weltverkehrssprache Mode geworden, hat von da eine wirkliche Weltwanderung angetreten und lebt noch heute bei uns weiter, nicht nur in Fremdnamen und Titeln der Oberschicht, sondern mitten drin im traulichen Alltag der kerndeutschen Umwelt der Reuterschen Geschichten! Das ist nun gewiß ein winziges und an sich völlig bedeutungsloses Stückchen Kulturvererbung, dies Schicksal der paar Laute, aber lehrreich bleibt es als Symptom, als eine Probe für die Einkörperung der antiken Überlebsel ins deutsche Leben, nicht nur auf seiner Bildungshöhe, sondern auch in den Tiefen des Volkstums. Viel deutlicher noch zeigt das der Wortschatz selber. Der römische Einschlag verdient hierbei um so mehr Beachtung, als er in gar keiner Weise als aufgezwungen gelten kann. Das Römertum der Kaiserzeit, mit dem es unsere Altvordern zu tun hatten, besaß weder die Kraft mehr noch auch den Willen, sie zu romanisieren. Finden wir doch selbst unter den Ortsnamen des römisch-germanischen Gebietes nur ganz wenige, die lateinisch sind, wie Koblenz und Köln oder die ursprünglichen Straßenstationen Quint und Detzem bei Trier (nach den Meilensteinen, bei denen sie standen). Auch sind wenigstens rechtsrheinisch die römischen Inschriftsteine im ganzen knapp, und, wie man mit Recht betont hat, gar wortkarg: man drückte sich eben in der fremden Sprache ungerne aus, nur aus sozusagen offiziellem Anlaß, nicht mehr Worte als nötig waren. Selbst hinter den römischen Götternamen und den Bildtypen, die sie bezeichnen, stecken wohl oft, gleichsam nur leicht maskiert, die für entsprechend gehaltenen Namen und Gestalten des heimischen Glaubens. Diese Gestalten würden uns erst wirklich transparent werden, wenn wir sie mit den Augen und mit den Empfindungen unserer Vorfahren anzuschauen vermöchten. So wenig war unser altes Deutschtum innerlich romanisiert! Um so schwerer fallen deshalb all die zahlreichen Anleihen ins Gewicht, die es dennoch aufgenommen hat, Wörter, die ihm nicht fremd blieben, sondern als Lehn-

wörter der Sprache wirklich einverleibt wurden, mit ihr lebendig bis auf den heutigen Tag. Sie spiegeln treulich den gar nicht zu überschätzenden Umfang der Kulturübertragung wider, die damals stattfand. Da ist zuerst das meiste, was mit Garten und Rebenbau zusammenhängt, sogar so allgemeine Bezeichnungen, wie Pflanze und Frucht. Dann im besonderen: Birne, Kirsche, Pflaume, Feige, Mandel; der Kohl und der Rettich, aber auch Rose und Lilie und manches mehr. Ferner: Wein und Most, Winzer und Kelter. Zum Garten gehört die Küche und Wörter, wie kochen und die Speise; sodann: Semmel und Butter, Essig und Öl, Pfeffer und Senf. Alles sind lateinische Lehnworte. Desgleichen im Siedelungs- und Bauwesen: der Weiler, der Platz, der Markt, die Pfalz; Straße, Pflaster, Mauer, Pforte und Pfosten, Keller, Turm; Kalk, Ziegel, Schindel, tünchen u. a. m. Dazu wie vieles aus der Zahl der Gerätschaften, die das Leben zum Kulturleben machen helfen: Tisch, Kiste, Sack, Spiegel, Kette, Becher, Schüssel usw., vor allem stark beteiligt das gesamte Schreibwesen, voran das Wort schreiben selber, aber auch Papier und Karte, Tafel und Brief, Tinte, Siegel. Sodann die Heilkunde mit Wörtern, wie Arzt, Pflaster, Büchse. Es war eben eine alte, reife und reiche Kultur, die da unwiderstehlich einwirkte, am stärksten gewiß von der stolzen Residenzstadt Trier aus mit ihrem weiten Kränz von Villen und Schlössern. Wie fortgeschritten alles war, was hier unseren Ahnen eindrucksvoll entgegentrat, das zeigt am besten eine an sich nicht eben wichtige, mehr belustigende, aber dennoch symptomatische Merkwürdigkeit: als man in unserer Zeit daran ging, auch die gute Stadt Trier zu kanalisieren, da machte man bei den Erdarbeiten die Entdeckung, daß das kaiserlich römische Trier bereits kanalisiert gewesen war!

Es ist begreiflich, daß die hier besprochene, auf Kulturübertragung beruhende Art der lateinischen Spracheinwirkung sich noch vervielfältigen mußte, als nun das römische Kirchtum heraufkam mit seinen jahrhundertlang auch in der Sprache fortlebenden antiken Traditionen. Nicht nur der kirchliche Lebenskreis selber macht sich da bemerkbar, mit Wörtern wie: Kirche, Münster, Kloster und Schule; Abt, Mönch und Nonne; Propst,

Priester, Pfaffe, Prediger, Küster und Sigrüst, Altar, Kreuz, Kanzel und Orgel, Vesper, Messe und Mette, ferner: Engel und Teufel, Marter und Pein, Almosen und Opfer, feiern, segnen und verdammen, und wie sie sonst alle heißen. Die kirchlich=römische Kultur hat auch sonst weithin das Leben lateinisch gemacht. Auch das Urkundenwesen und die Literatur bedienten sich bekanntlich der Fremdsprache, und das wirkt lange nach. Obwohl schon 1461 mit Boners Fabeln das erste deutsche Buch im Druck erschien, so standen lateinische Bücher in Deutschland doch noch lange im erfolgreichen Wettkampf mit deutschen. Man findet verzeichnet, daß erst 1691 zum letztenmal die Überzahl auf der lateinischen Seite war. Da versteht man den breiten und offenkundigen Einschlag an lateinischem Lehngut sehr wohl.

Indessen, so wichtig er ist, mit dieser sichtbaren Wirkung ist die Sache noch längst nicht abgetan. Neben den unverhüllten stehen in langer Reihe die verhüllten und versteckten Sprachüberbleibsel, bei denen es sich um einen Wortkörper handelt, der ganz und gar deutsch ist, aber die Seele des Ausdruckes ist von antiker Herkunft. Mit rein linguistischen Mitteln sind diese «Bedeutungslehnwörter» oder besser «Übersetzungsfremdwörter» meist überhaupt nicht aufzuspüren, da muß der Historiker helfen. Wir sagen etwa, wir wollen eine Sache «erörtern», oder wir wollen sie «ermitteln». Die wenigsten wissen, wenn sie sich so ausdrücken, daß da ein Stück Antike mit im Spiel ist, das einen stolzen Namen trägt und im Mittelalter und weit darüber hinaus eine besonders lebensvolle Tradition entfaltet hat: die aristotelische Logik. Beim Bilden der logischen Schlüsse sind die «Mesa» oder Mittelbegriffe von größter Bedeutung, nach ihnen heißt nun der schlußmäßig sich fortbewegende Gedankengang. Dagegen eine Sache «erörtern», das führt auf die aristotelische Dialektik, deren Lehrbuch geradezu «Topik» heißt, das bedeutet die Lehre von den «Örtern», ein sonderbarer Ausdruck für das, was wir etwa «Hauptgesichtspunkte» nennen könnten. Diese bei Besprechung verschiedenster Gegenstände stetig sich wiederholenden gedanklichen Formen und Wendungen liegen wie in

einem Fachwerk für den geschulten Dialektiker verwendungsbereit aufgespeichert oder wie in einer Vorratskammer, jede an ihrem Orte. Mit den Formen entwickelt sich auch ein typisches Debattiermaterial, Argumentationsschablonen gleichsam. Eine Sache nun unter Anwendung dieser festgewordenen Gedankengänge und Herkömmlichkeiten (dieser *topics*, wie die Engländer noch heute sagen) nach den Regeln der aristotelischen Disputierkunst abhandeln, dies bedeutet es eigentlich, wenn wir sie «erörtern». In mehr rhetorischer als dialektischer Verwendung des gleichen Ausdrucks sprechen wir auch von «Gemeinplätzen» der Rede, auch dies nur die wörtliche Übersetzung eines antiken Fachausdrucks. Die Denkkoperation des Dialektikers im ganzen nennt die aristotelische Wissenschaft technisch ἐπιχειρεῖν, d. i. «versuchen», weil die Dialektik im Gegensatz zur eigentlichen Wissenschaft (ἐπιστήμη) sich immer nur mit Annäherungsergebnissen begnügt, sie versucht, wie weit sie kommt, sie dringt nicht bis zum Wahren vor, sondern begnügt sich am Wahrscheinlichen. Daher denn eine Abhandlung dieser dialektisch=erörternden Art ein *Essai* heißt, ein «Versuch». Auch dieses in Abhandlungs= und Büchertiteln uns so oft begegnende Wort sieht so ganz und gar deutsch aus und ist es doch nur sozusagen körperlich, dem Wesen und der Bedeutung nach ist es fremder Herkunft, ein Erbstück der antiken Dialektik. Und das ist nur eine der sieben freien Künste, deren aus der Spätantike entnommenes System bis weit in die neue Zeit hinein herrschend oder doch einflußreich gewesen ist: was alles an ähnlich verbreiteten Übersetzungsfremdworten hat die Grammatik, die Rhetorik, die Geometrie der Alten hervorgebracht! Und noch viel mehr ihre philosophische und religiöse Gedankenarbeit, bei der letzteren natürlich unter starker Beteiligung der griechisch=lateinischen Bibel und der theologischen Literatur. Ist doch, wie oft schon erwähnt, selbst ein so wichtiges Wort, wie «Gewissen», kein deutsches Eigengewächs, sondern Übersetzung von *conscientia* und dies wieder von griechisch συνείδησις. Auch von «erbauen» und «Erbauung» würde der Deutsche nicht von selbst geredet haben ohne das Vorbild des griechischen Bibelausdrucks,

bei dem daran gedacht ist, daß die Gemeinde gleichsam zu einem geistigen Tempel Gottes aufgebaut werden soll. Oft sind es aber ursprünglich echt heidnische Vorstellungen, die durch das theologische Medium in scheinbar ganz deutschen Wörtern weiterleben. Ein merkwürdiger Fall ist der folgende: Das Leben des antiken Staatsbürgers vollzieht sich ausgeprägt in der Öffentlichkeit, auf dem Markt, auf den Straßen, in den Gymnasien usw. Leicht haftet allem, was sich von der Öffentlichkeit zurückzieht, Verdacht und Makel an. Eine berühmte Stelle derart steht in Platons Gorgias (485 D). Da warnt ein Gegner der angeblich unfruchtbaren Gedankenspiele der Philosophie, ein Freund der «Tatsachenmusik» und des frisch zugreifenden Handelns, den Sokrates vor der unmännlichen Flucht aus der Öffentlichkeit in ein Leben, da er mit ein paar jungen Leuten zusammen sich «in einen Winkel ducken und mit ihnen flüstern werde». Die Stelle ist viel beachtet worden; bei Griechen wie bei Römern, bis in die spätesten Zeiten spielt dies verächtliche «im Winkel hocken» eine Rolle: *in angulis disserere* kennt auch Cicero (de or. 1, 57), und wohl von ihm her kommt der Ausdruck in die christliche Apologetik. Kann es zweifelhaft sein, daß die antike Vorstellung immer noch lebendig ist, wenn wir heute vom Winkelpfeffen, vom Winkeladvokaten, von der Winkelschule reden? — Es sind nicht immer Bestandteile des Wortschatzes nur, die solcher Herkunft entstammen. Aus gleichem Erbe angeeignet ist ein anderer Volksbesitz, eine Fülle von festausgeprägten Wendungen, sinnvoll geformten Gedanken in allerlei Art, scherzhaft wie ernsthaft, vom geflügelten Wort bis zum Sprichwort, dem Wanderwitz, dem Rätsel. Oft ist es auch nur, was wir einen stehenden Ausdruck nennen. In solchen Dingen vermutet der Laie gar nicht so selten eine Ausstrahlung des echtsten Volkstums, hausgemachte Urväterweisheit und eingeborenen Humor, und doch ist das antike Lehngut kaum irgendwo so umfänglich wie gerade hier. Voran steht natürlich die Bibel, sei es mit Einzelausdrücken wie «Sündenfall» oder «Kainszeichen», sei es mit sprichwörtlichen Wendungen, wie «seine Hände in Unschuld waschen», oder mit wirklichen

Sprichwörtern, wie «unrecht Gut gedeihet nicht». Vom «Talent» des Begabten sprechen wir im Anschluß an das Gleichnis von den *τάλακτα*, den anvertrauten Pfunden. Aber auch die heidnische Antike hat reichlich beigesteuert. Blättert man die griechischen Sprichwörterbücher durch oder die Adagia des Erasmus, so ist man immer von neuem erstaunt, wie massenhaft diese Dinge weiterleben. «Aus der Mücke einen Elefanten machen», da weist schon der Tiername, ebenso wie bei der «Krokodilsträne» und der «Affenliebe» auf den südländischen Ursprung. «Schuster, bleib' bei deinem Leisten», das ist *ne sutor ultra crepidam*, und dahinter steckt eine griechische Künstleranekdote. Der große Maler Apelles, der es liebte, fertige Bilder eine Zeitlang so auszustellen, daß er ungesehen die unbefangenen Laienurteile darüber hören konnte, ließ sich den Tadel gern gefallen, mit dem ein biederer Schustermeister das Schuhwerk einer von ihm gemalten Figur bedachte, als dessen Kritik aber tags darauf sich auch dem Bein zuwendete, an dem der Schuh saß, da wies ihn der Künstler in seine Schranken zurück mit jenem Ausruf, der zum Sprichwort wurde. Es muß nicht gerade Apelles gewesen sein, aber aus einem altgriechischen Atelier haben wir das Sprichwort jedenfalls bezogen, und doch ist es heute auch im Volke bei uns jedermann bekannt und geläufig. Eine ganze reichhaltige Gattung, die Sprichwörter mit Nachwort und die sogenannten epilogischen Volkswitze, scheinen dem Typus nach und auch nach einem Teil des Bestandes antiken Ursprungs zu sein. «Maul wie Salat, sprach der Esel, da fraß er Disteln». Das kennen schon der römische Satiriker Lucilius und ein griechisches Gedicht der alexandrinischen Zeit. Erwähnungen beim Kirchenvater Hieronymus und beim spanischen Erzbischof Eugen von Toledo zeigen die Vermittlung ins Mittelalter hinüber durch die kirchliche Literatur. Man könnte diese Beispiele leicht häufen, und doch macht diese Gattung Schnurren einen besonders volkstümlichen Eindruck: Otto Jahn konnte für Moritz Haupt als «Trösteinsamkeit» von dieser Sorte «twe unn föftig Sprekwörd» aus dem Plattdeutschen zusammenstellen, meist sehr saftige Proben, «up jeden Sündag en», nebst

einem «Tobrod för de Fest= unn Firtag». Auch auf die antiken Fabeln und Tierschwänke muß man achten: nicht umsonst müht sich Luther gleichzeitig um die Propheten, den Psalter und Äsop. Aus dieser lehrhaft anschaulichen und kindlich eindringlichen Welt ist uns unendlich viel zugeflossen. Wir sprechen von den sauren Trauben oder vom Eselsfußtritt, und denken kaum noch an die fremde Herkunft, die in anderen Fällen, wie bei den schon erwähnten Krokodilstränen so klar zutage liegt. Und so geht es noch auf manch anderem Gebiete. Wer würde glauben, daß der Ausdruck «von Kopf zu Fuß» gleichfalls in diesem Sinne seine außerdeutsche Geschichte hat? Und doch ist es so. Auch darin steckt ein Stückchen höchst gelehrter Tradition. Die antike Medizin, weit übers Mittelalter hinaus eine Großmacht auch bei uns, pflegte bei Aufzählungen verschiedenster Art, von Körperteilen, von Krankheiten, von Symptomen, von speziellen Heilmitteln, nach dem festen Schema vorzugehen: *a capite ad calcem*. Von da übernimmt das auch die Redekunst und Literatur, wenn sie Menschen schildern und beschreiben will.

Die ganze Fülle dieser Verdeutschungen ist überhaupt kaum auszuschöpfen. Die Proben müssen genügen. Die Hauptsache ist: zu erkennen, daß es sich bei dem antiken Erbe gar nicht nur um die literarische Oberfläche und um die Schriftsprache handelt, sondern um einen Einwuchs in unser gewachsenes Volksdeutsch selber, um wirkliche Einverleibung. Auf den wunderbarsten Umwegen ist es gelegentlich solch griechisch=römischen Erzeugnissen gelungen, in den heimlichsten und entlegensten Winkeln unseres Volkstums sich einzunisten. Sind doch beispielsweise in den Hausinschriften oberhessischer Bauern, die gern mit Rätselspielen aufwarten, byzantinische Scherze aufgetaucht. Die Mittelquelle sind da mittelalterliche und spätere Scherz= und Unterhaltungsbücher, wie sie in den Kreisen der Klosterscholaren und Studenten besonders verbreitet waren, zu denen manch Bauernkind gehört hat, die *Ioca monachorum*, die *Nugae venales*, und wie das alles heißt. Leicht kann sich der volkskundliche Sammler täuschen und der heimischen Volksseele zuschreiben, was doch

erst nach langem Kreuz und Quer von weit her eingewandert ist und aus fremder Vorzeit.

Schließlich werfen wir noch einen Blick auf das Grammatisieren unserer Sprache. Es ist lange genug und bis in die Gegenwart hinein auf der Grundlage der antiken Grammatik erfolgt. Das ist nicht durchweg ein Glück gewesen, die Eigenart des Deutschen ist damit vielfach vergewaltigt und in eine fremde Zwangsjacke gesteckt worden. Der Kampf, den jetzt manche Deutschfreunde dagegen führen, ist nicht nur national, er ist auch sprachwissenschaftlich berechtigt. Aber auch die Gegenbewegung geht leicht zu weit. Mit Übersetzungswörtern zumal, wie Satzaupt und Satzgegenstand, Beugung und Fall, ist wenig getan. Da entstehen ja doch zumeist nur deutsche Formen, an der fremden Herkunft der Wortinhalte ändert sich gar nichts. Auch darf man nicht übersehen, daß die antiken Fremdwörter nicht selten der Ausgangspunkt für mehr oder minder bedeutsame und meist sehr schwer ersetzbare Reihen von Neubildungen geworden sind. Beseitige ich Subjekt und Objekt, so zerstöre ich zugleich den Zugang zu Subjektiv, Objektiv, Subjektivismus, Objektivismus. Man mag über den Gewinn, den die Sprache aus solchen Worten zieht, denken, wie man will, da sind sie nun einmal, und entbehrlich wird man sie nicht nennen können. Und wer sich in Schichtung und Aufbau deutschen Wesens und Denkens auskennen will, dem muß Herkunft und Sinn dieser sprachlichen Einlagerungen vertraut und verständlich sein, da er ihnen auf Tritt und Schritt begegnet. — Übrigens ist das zähe Nachleben gerade der grammatischen Kunstausdrücke einer der sonderbarsten Fälle auf diesem Gebiet überhaupt. Denn hier stammt im Grunde alles aus einem einzigen antiken Büchlein, aus der *Techne des Dionysius Thrax* (vorletztes Jahrh. v. Chr.). Das ist ein kümmerliches Ding, nur etwa 15 Seiten lang, und doch hat es (wofür in der Weltliteratur wohl kein zweites Beispiel sich findet) mit der in ihm erhaltenen antiken Kunstsprache, während es unter einem Schwall von dickleibigen Kommentaren selber fast verschwindet und von den Römern durch zum Teil recht verunglückte Übersetzungsausdrücke mißhandelt wurde,

die gesamte Schultradition von Europa weit über ein Jahrtausend lang beherrscht, darauf in der Form von Umbildungen diese Herrschaft fortgesetzt — und im Grunde regiert es die Terminologie noch heute, wobei es nichts ausmacht, ob ich «Causus» oder in wörtlicher Übersetzung «Fall» sage: die wunderliche Bezeichnungsweise, deren Sinn und Herkunft noch keineswegs ganz durchsichtig ist, wurde doch von einem griechischen Kopfe irgend einmal zuerst ersonnen.

Ähnlich wie mit der Grammatik steht's mit der Metrik. Man mag es bedauern, daß die deutsche Verskunst, zu verschiedenen Zeiten nach verschiedenen Grundsätzen, die Aneignung der wesensfremden antiken Formen immer wieder versuchte. Aber vorhanden ist nun einmal auch dieser antike Einfluß in der deutschen Dichtung, nicht vereinzelt und oberflächlich, sondern ganze Strecken lang und tief eingreifend, ja einen nicht geringen Teil gerade unserer edelsten Kunstwerke hält er in seinem Bann. Lichtvolle Untersuchungen gerade der letzten Zeit zeigten besonders deutlich, wieviel wichtige Formprobleme unserer Literatur ohne eine Einsicht in die antiken Überlieferungen und die Geschichte ihrer Beurteilung gar nicht zu lösen sind. Auch hier die immer gleiche Erfahrung: einen Weg zum wissenschaftlichen Verständnis unserer Muttersprache und ihrer Dichtung, der bei Griechisch und Lateinisch ganz vorbeiführte, gibt es nicht. Die Zahl der Gebildeten, die den rechten Weg zu gehen wissen, darf niemals allzu niedrig werden.

III.

An die Sprache reiht sich naturgemäß die Schrift. Da ist nun die Abhängigkeit von der Antike völlig klar. Eine semitische Schrift wurde von den Griechen übernommen, aus den griechischen Alphabeten stammt mit den anderen italischen auch das lateinische, das in seinen mannigfaltigen Abwandlungen mit ganz Westeuropa auch uns beherrscht. Von dem sehr frühen Einfluß des Römertums in allem, was Schreibwerk heißt, sprachen wir schon. Auch im Buchwesen haben wir ihn. Unser heutiges Buch ist der Codex, der schon in den

letzten Jahrhunderten des Altertums mit steigendem Erfolg der klassischen Buchform, der Buchrolle, zur Seite getreten war. Das alles ist jedermann geläufig; es genügt, es zu berühren. Und ebenso einen anderen Gegenstand, der mit Sprache und Schrift enger zusammengehört, als man's sich für gewöhnlich klarmacht, ein Gemeinschaftserzeugnis auch er, in seiner kulturellen Bedeutung leicht unterschätzt. Während nämlich die Menschen mit Hilfe der gesprochenen und geschriebenen Sprache vor allem über das Was? und das Wie? in ihrer Umwelt sich verständigen, vermag Sprache und Schrift mit Hilfe von Zahlwort und Ziffer doch nur unvollkommen zu jener sozusagen qualitativen auch die quantitative Orientierung zu vermitteln, die Verständigung über das Wie groß? Wie lange? Wie weit? Es gilt das Bedürfnis des Messens zu befriedigen, wodurch erst zahllose Beziehungen im Lebensbereich so geordnet werden können, wie es die Austauschvorgänge der Kultur erfordern. Es entsteht ein System von Maßen, für Raum wie Gewicht (woran sich schließlich das Münzwesen anfügt), auch für die Zeit. Metrologie, Numismatik, Chronologie und Kalender gehören hierher; das alles bezieht sich auf sehr wichtige Kulturfaktoren. Und zwar haben diese Gemeinschaftserzeugnisse in besonderem Maße die Eigenart, als Ganzes zu wandern und fertig übernommen zu werden von anderen Gemeinschaften, in Verbindung mit politischen oder wirtschaftlichen Zusammenhängen. Selbst Naturmaße, wie «Fuß» oder «Elle», zeigen gar oft eine aus der Fremde angenommene Willkürnorm.

Hier ist nun allbekannt, wie in unserem europäischen Westen die antiken Systeme weiterlebten. Deutsch-römische Lehnwörter, wie Meile, Münze, Pfund, Uhr, bezeugen es fürs deutsche Gebiet auch sprachlich. Selbst heute, wo das revolutionäre Dezimalsystem mit seiner willkürlich gewählten Grundlage des Meters das antike Erbteil mehr und mehr in die historische Rumpelkammer verwiesen hat, erinnern uns doch an seine Bedeutung noch immer auf Tritt und Schritt sozusagen fossile Bestandteile unserer Gewohnheiten. Unser volkstümliches Zeichen für Pfund (℔) halten wohl die meisten für doppeltes t,

in Wahrheit ist's ein lb mit nach links hin durchgezogener Schlinge des b, die Abkürzung für lateinisch *libra* (selbst wohl ein Lehnwort aus einer älteren Sprache des Mittelmeergebietes). Unser ebenso volkstümliches Zeichen für Pfennig (℥) ist nichts weiter als der Anfangsbuchstabe des römischen Denarius (des serbischen Dinars). In der Zeitrechnung hat beispielsweise im Mittelalter die aus dem Altertum überkommene, mit Steuerperioden zusammenhängende Zählung nach sogenannten «Indikationen» eine große Rolle gespielt, auf Grund eines 15jährigen Zyklus, mit dem Ausdruck «der Römer Zinszahl» lebt sie weiter bis in die neueren Kalender hinein, und das Reichskammergericht in Wetzlar hat nach Indikationen zu datieren fortgefahren bis zu seinem seligen Ende. Über die jetzt übliche Ära hat man sich erst Ende des 18. Jahrhunderts wirklich geeinigt und bedient sich nun der sogenannten *Aera vulgaris*, die im 6. Jahrhundert der römische Abt Dionysius Exiguus aufgebracht hatte. Unsere Monatsnamen gar sind durchweg römisch. Da huldigen wir noch heute Jahr um Jahr den römischen Cäsaren Julius und Augustus. Bei unseren Nachbarvölkern sind in den Wochentagen neben Sonne und Mond auch die übrigen Planeten-Tagesgötter noch höchst lebendig: Mars (mardi), Mercur (mercredi), Jupiter (jeudi), Venus (vendredi) und im englischen saturday Saturn.

IV.

Schreiten wir weiter im Bereich derjenigen Kulturerzeugnisse, die sich als Gemeinschaftsschöpfungen darstellen, so gelangen wir an den Staat der Alten, zu Recht und Sitte, zur Religion, Zunächst der Staat. Da ist wichtiger wohl noch als das vereinzelt Fortbestehen der und jener Einrichtung die Lebenskraft schöpferischer Theorien und großer Ideen. So besteht z. B. ein greifbarer Zusammenhang zwischen der tief religiösen Staatsphilosophie Platos mit ihrer Herrschaft der Geistigen und dem Gottesstaate Augustins und von da weiter zum Papststaate des Mittelalters. Das geistige Reich Platos war doch viel mehr als nur eine Utopie, als ein geistliches Reich hat es sich schließlich verwirklicht. Dabei entlehnte

aber die römische Kirche vieles in ihrer äußeren Organisation vom Imperium Romanum, dessen wahre Erbin sie oft und mit Recht genannt worden ist. Noch heute führt der Papst den Titel des Pontifex, die Geschäftsordnung der Konzilien war der des römischen Senates nachgebildet, kirchliche Verwaltungsgrenzen schlossen sich öfter an alte administrative Einteilungen des Reiches an, die römische Staatsklugheit gern durch die alten Stammesgrenzen hatte bestimmen lassen. So ist der kleine Vinxtbach, der nördlich von Rheinbrohl in den Rhein fließt, ursprünglich wohl die Grenze zwischen den Ubiern und Treverern gewesen, dann schied er die römischen Provinzen Germania superior und inferior, und noch später war wiederum er es, der die Bistümer Trier und Köln voneinander abgrenzte. Für das Gesamtbild unserer auch im staatlichen Sinne römischen Kirche verweise ich auf Harnacks Schilderung. «Sie regiert noch immer», sagt er, «die Völker, ihre Päpste herrschen wie Trajan und Marc Aurel, an die Stelle von Romulus und Remus sind Petrus und Paulus getreten, an die Stelle der Prokonsuln die Erzbischöfe und Bischöfe, den Legionen entsprechen die Scharen von Priestern und Mönchen, der kaiserlichen Leibwache die Jesuiten. Bis in die Details hinein, bis zu einzelnen Rechtsordnungen, ja bis zu den Gewändern läßt sich das Fortwirken des alten Reichs und seiner Institutionen verfolgen.» Und neben diesen geistlichen noch heute unerschütterten und so ausgesprochen traditionsgetreuen Erben des Römertums bewegten unsere Geschichte aufs tiefste auch seine weltlichen Erben im heiligen römischen Reiche deutscher Nation, so daß auch uns noch der Name Cäsar im Titel des Kaisers blieb, wie das russische Zarentum als Erbe des oströmischen Reiches den Doppeladler von Byzanz im Wappen geführt hat. Gewiß hat die Weltreichstradition Größeres zu bedeuten als den Fortbestand solcher Einzelheiten. Aber als Kennzeichen für den Sachverhalt sind auch sie wichtig, und so weisen wir im Vorübergehen auch auf unser uraltes Titelwesen hin, die Majestät, den Serenissimus, die Exzellenz usw. Die Geschichte dieser Vanitas humana ist noch zu schreiben. Aus der Spätantike kommt sie zu uns, und es würde sich in Einzelfällen

zeigen lassen, daß der Weg rückwärts von Rom zu den griechischen Diadochenstaaten führt und von da in den Orient, in das von Alexander gestürzte Perserreich. Wertvolleres und Wichtigeres ergibt sich an lebensvollen Zusammenhängen, wenn wir statt solcher Äußerlichkeiten die Lehren der alten Denker über den Staat ins Auge fassen. Da knüpft noch heute alle Staatswissenschaft an die Antike an, so gleich und vor allem an ihre Unterscheidung und Benennung der Staatsformen. Die Begriffe Monarchie mit Despotie und Tyrannis, Aristokratie mit Timokratie, Plutokratie und Oligarchie, Demokratie nebst Ochlokratie, all das hat die antike Theorie sorgsam geschieden und gründlich durchgearbeitet, dazu auch die Lehre von den Mischverfassungen, das Verhältnis zwischen Verfassungsform und wirtschaftlichen Zuständen, das alles staatliche Leben bedingende Wechselspiel zwischen den fortschrittlichen und den beharrenden Kräften staatsbürgerlicher Sinnesweise und Betätigung. Diese Gedanken der Alten sind ein schlechthin unverlierbares Erbteil, heute genau so aktuell, wie sie's bei ihrem ersten Hervortreten waren. Es lohnt sich aber im höchsten Maße, sie aus den griechischen und römischen Quellen selber zu studieren, nicht nur aus allgemeinem historischen Interesse, sondern ganz besonders auch aus erziehlichen Gründen, zum Zweck der politischen Schulung der Jugend, und zwar aus zwei Erwägungen heraus. Einmal erhält das Verweilen in den abgeschlossenen alten Zeiten das Nachdenken über diese Dinge in der Freiheit der Leidenschaftslosigkeit, vermöge ihres Abstands von der Parteilichkeit fordernden Gegenwart. So dann aber kommt hier, wie übrigens auch in gar vielen Fällen sonst, dem Altertum das zugute, was ich seine säkulare Jugendlichkeit nennen möchte. Was für uns Herkömmlichkeiten sind, war damals ein frisch erobertes Neuland des Gedankens. Die kaum erst gefundenen Wortprägungen wirken deshalb noch absonderlich klar und scharf, wie neugemünztes Geld, während der jahrhundertelange Gebrauch verschliffene und eindrucklose Münzen daraus gemacht hat, die gedankenlos von Hand zu Hand gegeben werden.

Neben den Staat und seine Lehre tritt schließlich das Recht

und seine Lehre, dieses römische Recht, das sich fähig erwies, die vom römischen Schwert eroberte Welt nach seinen Normen zu regieren. Die Kaiserzeit ist seine klassische Zeit, mit den großen Kodifikationen schließt sie ab, vor allem mit den justinianischen. Sogar die Studienordnung des Juristenkaisers, mit den Institutionen als Elementarbuch und den Pandekten als Lehrgang für die Fortgeschrittenen, blieb bei uns erhalten, bis das neue Gesetzbuch auch darin zu ändern nötigte. Die Schulung durch das römische Recht selber wird aber doch wohl noch für lange Zeit in Kraft und Geltung bleiben. Ruht doch auf den Einrichtungen des spätantiken kaiserlichen Gerichts auch heute noch, abgesehen von der angelsächsischen Welt, die moderne Gerichtsverfassung und der moderne Prozeß. Allbekannt ist, wie lange das römische Recht auch materiell gegolten hat, seit der sogenannten Rezeption, der zufolge man Justinians Rechtsbücher auch als römisch=deutsches Kaiserrecht aufzufassen begann, wie daraus des Reiches gemeines Recht wurde und wie auch Landrechte und Stadtrechte sich vielfach romanisierten. Es steht nicht uns zu, zu der alten Streitfrage uns zu äußern, ob die Romanisierung das alte deutsche Recht veredelt und bereichert hat, oder ob sie ein nationales Unglück bedeutete. Ob gut oder schlimm, für uns kommt jetzt nur die Tatsache selber und ihre Wichtigkeit in Betracht, dies unzweifelhafte Stück wirkungsvollsten und tiefeingreifenden Nachlebens. Wie wäre es überhaupt denkbar, daß der Aufbau unseres Rechtslebens ausreichend verständlich bliebe, sollte jemals die quellenmäßige Kenntnis des römischen Rechts bei uns verschüttet werden? Übrigens ist wohl in der soeben erwähnten Streitfrage der richtige Standpunkt der, daß man wiederum unterscheidet zwischen Anwuchs und Einwuchs. Was sich völlig einlebte, wird man nicht gewaltsam herausreißen dürfen nationaler Selbstgefälligkeit zuliebe, was als fremd deutlich empfunden wird, das mag ebenso behandelt werden wie das entbehrliche Fremdwort in der Sprache. Noch eins wird zu beachten sein. In der neuesten Zeit ist durch Funde aller Art, auf Papyrus wie in Steinschrift, das klassische römische Recht aus seiner Isolierung mehr und mehr befreit

worden. Orientalisches, ägyptisches, altgriechisches und römisch-griechisches Recht treten zunehmend ans Licht und ermöglichen eine vergleichende Rechtsforschung, durch welche die alte Grundlage unserer rechtsgeschichtlichen Entwicklung immer breiter ausgestaltet wird. Das rechtsgeschichtliche Interesse überhaupt, eine Zeitlang stark in den Hintergrund geschoben durch das Vorwiegen von Kommentierungsaufgaben, wie sie das neue Gesetzbuch naturgemäß mit sich brachte, ist von neuem und, mit Rücksicht auf jene Funde, gerade in günstigem Zeitpunkte im Ansteigen. Es steht mithin keineswegs so, daß unsere jungen Juristen, wenn wenigstens wir fortfahren wollen, auch ihre Ausbildung auf dem Boden der Wissenschaft sich vollziehen zu lassen, jetzt weniger Griechisch und Lateinisch für ihr Fachstudium nötig hätten wie früher, sondern das Gegenteil trifft zu. Wir wollen auch nicht vergessen, daß selbst der Germanisten alte Rechtsquellen von den *Leges Barbarorum* ab bis weit herunter lateinisch geschrieben sind und auch ihrerseits von Rom mehr haben als nur die Sprache. Noch der wackere Eike von Repgow hat seinen *Sachsenspiegel* zunächst lateinisch geschrieben und sich zur deutschen Fassung erst lange zureden lassen. Es ist nicht anders: selbst wenn wir gewaltsam aus der römischen Rechts-haut ganz heraus und in die deutsche schlüpfen wollten, Lateinisch können müßten die Rechtsbeflissenen auch dann noch.

V.

Wir schließen ans Recht, indem wir weniger wichtige Gebiete übergehen, die Religion, wieder eine Gemeinschaftschöpfung ersten Ranges. Doch haben wir das Beste davon aus dem Altertum auf jener vorgeschrittenen Stufe der Entwicklung empfangen, da sich vom einförmigen Unisono des Chors der Gemeinschaften bereits die Stimme des Einzelnen abgelöst hatte, in diesem Fall die ergreifende Stimme des unvergleichlichsten Einzelnen aller Zeiten. Es liegt mir natürlich fern, hier von der Bedeutung des Christentums für uns zu sprechen. In unserem Zusammenhange kommt es nur auf die Tatsache an, daß wir auch das Christentum mit und aus der

griechisch=römischen Antike empfangen haben. Diese Erkenntnis ist gewiß nicht entscheidend für das religiöse oder auch nur für das kirchliche Verhältnis zu ihm, wohl aber für sein wissenschaftliches Verständnis, und solchen Verständnisses nicht ganz zu entbehren wird stets auch der Wunsch jedes Gebildeten bleiben. Da ist zunächst der schon einmal berührte Sachverhalt, daß die beiden antiken Weltsprachen, und nur sie, die Voraussetzung für die Ausbreitung der orientalischen Religion gewesen sind. Wir sehen, wie das Christentum in seinen Anfängen auch sprachlich den Niederungen des antiken Lebens, der Kleinen=Leute=Welt, zugehört, wo man sehr vulgär redet und schreibt, und weiter beobachten wir, nicht selten mit Rührung, wie es mählich emporklimmend zur Oberschicht auch in seinen Schriften «gebildet» zu sein sich anschickt. Manchmal sind's nur eben ein paar Optative oder sonst dergleichen aus der lebendigen Rede längst verschollene Dinge, die wie ein Ausweis für bessere Kinder= oder Schulstube geflissentlich angebracht werden, bis schließlich auch der christliche Schriftsteller sozusagen in den Salons ganz heimisch wird und weltläufig an jedem Modestile teilzunehmen versteht. Auf diesem mühsamen Wege nach oben hat aber auch umgekehrt die Ausdrucksweise der griechischen und lateinischen Bibel für immer tiefe Spuren im Sprachschatz der Weltsprachen hinterlassen, deren sie sich bediente. Ein hübsches und lehrreiches Beispiel ist das folgende. Das hebräische Wort *maschal* kann Gleichnisrede bedeuten, aber auch sinnvolle Rede überhaupt, Spruch, Wort. Die alexandrinischen Dolmetscher des Alten Testaments haben nun, wie sie ähnlich auch sonst mit mehrdeutigen Worten verfahren, die eine Übersetzung *parabolé* (= Gleichnis) mechanisch und willkürlich durchgeführt. So heißt denn auch im Neuen Testament (Luk. 4, 23) das Wort «Arzt, hilf dir selber», was doch kein Gleichnis, sondern ein Sprichwort ist, eine *parabolé*. Auf diesem Wege hat denn schließlich dies Wort die weitere und freiere Bedeutung erlangt, durch die es möglich wurde, daß das abgeleitete Verbum *parabolare* in romanischen Sprachen zum allgemeinen Ausdruck für Sprechen überhaupt geworden ist: *parlare, parler*.

Diese heutigen Allerweltsworte wurzeln also im letzten Grunde in einem Willkürakt des griechischen Bibelübersetzers.

Doch wir wollen uns nicht ins Sprachliche verlieren auf einem Gebiet, wo das Sachliche alles bedeutet. Da ist nun das wichtigste für uns, daß die geschichtliche Forschung unserer Tage auch das Christentum aus seiner Isolierung befreit hat. Die Schranken zwischen Theologie und Altertumswissenschaft sind gefallen, das Christentum — wodurch übrigens für jeden, der sehen kann und will, seine Einzigartigkeit nur immer strahlender sich enthüllt hat — ward hineingestellt in den vielgliedrigen Kreis jener sich vielfach im Ausdruck ähnlichen religiösen Bildungen, die schon die hellenistische Zeit, besonders aber das spätere Altertum erfüllen, alle unter sich verwandt, weil sie alle Kinder sind der vom Geiste des Orients, seiner Mystik und Erlösersehnsucht, seinem Jenseitsstreben, seiner kosmischen Überschwenglichkeit bis in ihre Tiefen aufgewühlten griechisch-römischen Mittelmeerwelt. Zahllos wie gesagt und jahrhundertlang wogen diese Bildungen durcheinander, im sogenannten Synkretismus sich vielfach mischend. Auch das Christentum ward in diesen Strudel tief hineingezogen und trägt dauernd die Spuren davon an sich. Es hat zumeilen wohl auf des Messers Schneide gestanden, ob Christus der Herr bleiben würde oder der persische Lichtgott Mithras, gleichfalls ein Mittler zwischen dem Menschen und einem unerforschlichen Gotte, gleichfalls ein Freund der kleinen Leute, vor allem beliebt im römischen Heere, dessen Zusammensetzung und Garnisonswesen ja kultgeschichtlich von so großer Bedeutung gewesen ist. Besonders auch auf unserem deutschen Boden treffen wir den von den Soldaten mitgebracht geheimnisvollen und dabei merkwürdig männlich anmutenden Kult mit seinen Grottenbauten, den sogenannten Mithräen. Auch das war möglich, daß der römische Reichsgott der letzten Zeit, der mit Mithras den Ehrentitel *invictus* teilende Sonnengott, das Feld behielt. Die Kirche wußte, warum sie, siegreich geworden, den Geburtstag Christi, den sie bedeutsam auch ihrerseits eine Sonne nannte, die Sonne der Gerechtigkeit (nach Maleachi 4, 2), vom Epiphantage wegverlegte

auf den heutigen Weihnachtstag. Denn das war der Geburtstag des Reichsgottes, des *Sol invictus*. Wie zweckmäßig diese kultische Okkupation, etwa um 360, gewesen ist, sieht man u. a. daraus, daß unmittelbar nachher Kaiser Julian der Abtrünnige den Versuch machte, im Zusammenhang mit seinen kurzsichtigen heidnischen Reaktionsbestrebungen gerade die Sonnenreligion des Reiches noch einmal in Flor zu bringen. Das ganze Verfahren kirchlicher Kultpolitik, die im soeben dargelegten Falle unseren Festkalender noch bis heute bestimmt, ist gleichfalls ein echt antikes Erbteil der Kirche. Das kam so: Seit der hellenistischen Philosophie hatte sich die gebildete Welt des Altertums gewöhnt, in einer ebenso bequemen wie klugen, aber freilich aller echten Gefühlsreligion tief entfremdeten Weise drei ganz verschiedene Arten von Religiosität zu unterscheiden, die ästhetische der Künstler und Dichter (*Theologia fabularis* oder *theatrica*), für die das Religiöse kaum noch mehr als eine Zierform oder ein Symbol bedeutet, die intellektuelle der Denker, begründet auf die Philosophie, und zwar besonders auf die aufklärende Naturphilosophie (deshalb *Theologia naturalis* genannt), und schließlich die — ja, wie soll man sagen? — die praktische Religion des Staatsmannes, die *Theologia civilis*, die ganz ohne Rücksicht auf ein inneres Glaubensverhältnis die überlieferte Väterreligion und ihre Kultformen weiterpflegt als ein unersetzlich wertvolles Mittel der moralischen und ordnungverbürgenden *Disciplina publica*, nicht viel anders, wie auch moderne Staatsmänner die religiösen Dinge manchmal allzu sehr nur unter dem Stichwort «Thron und Altar» betrachtet haben, als eine wichtige, den öffentlichen Einrichtungen zugute kommende Quelle pietätvoller Gesinnung, Demut und Willfährigkeit. Von solchen Voraussetzungen aus hatte es besonders Kaiser Augustus verstanden, in der sinnreichsten Weise seine dynastischen Interessen wie auch seine zweifellos ernstesten und edeln Reformbestrebungen mit dem Staatskult und seiner Wiederbelebung auf das geschickteste zu verknüpfen. Die Kirche hat dann auch dieses Stück antiker, weltlicher Politik verständnisvoll sich angeeignet, wenn auch in diesen Frühzeiten gewiß niemals mit der indifferenten

Gesinnung der augusteischen Zeit und ihrer kühl berechnenden Staatsmänner. So wurden gar oft heidnische Feste, Kulte und Traditionen durch die gleiche Art von Aneignung, die wir beim Weihnachtsfest im Spiel sahen, gleichsam mattgesetzt und zum Gewinn der eigenen Religion ausgenutzt. Es ist bekannt, daß in mancher lokalen Heiligengestalt ein antiker Lokalgott steckt, in wohl mehr als einer Madonna eine Isis — das alles ist gerade so, wie wir in Italien, und nicht nur dort allein, heidnische Tempelgebäude finden, in die eine christliche Kirche eingebaut wurde. Auch in einem anderen Sinne hatten schon die Römer selbst diesem umgeformten Weiterleben vorgearbeitet, durch die von ihnen seit jeher geübte sogenannte Interpretatio Romana. Unbefangen übertrugen sie um irgendwelcher Ähnlichkeiten willen die eigenen Götternamen auf fremde Götter, denen sie bei der Ausbreitung ihres Reiches begegneten, auf griechische sowohl wie auf barbarische, so auch auf unsere deutschen. Sie sahen das Eigene gleichsam in das Fremde hinein, ihren Neptun in den Poseidon, ihre Minerva in die Athena. Genau so verfuhr dann die Kirche. Nicht anders hatten übrigens, was ihnen die Römer vorgemacht, unsere Altvordern ihnen nachgemacht und, wie schon erwähnt, die römischen Namen und Bildungen öfter benutzt wie eine Hülle für die Gestalten ihres eigenen Glaubens.

Indessen viel wichtiger für unsere Betrachtung als all diese antiken Einverleibungen, die so auf dem religiösen Gebiet stattfanden, ist etwas anderes, Bedeutsameres. Das Christentum ist noch in einem ganz besonderen Sinne antikisch umgewandelt zu uns gekommen. Was wir erhielten, das war ja gar nicht mehr das Ursprüngliche, das war ein hellenisirtes Christentum, hellenisirt in Ausdrucksformen und Riten durch die hellenistische und spätere Mystik, in Formel und Dogma teils durch eben diese, teils durch die griechische Philosophie, in deren Geist und mit deren Gedankengängen und Gemeinplätzen die großen Kirchenlehrer die Systematik von Lehre und Glaubensinhalt festlegten. Man hat, je nach der eigenen religiösen Stellung, diesen Vorgang der Hellenisierung des Christentums sehr verschieden aufgefaßt. Der eine sieht ein

willkürlich-zufälliges Menschenwerk darin, der andere eine zweckvolle Anordnung der Vorsehung, um der Weltreligion durch das Mittel der antiken Weltkultur und Sprache ihren Weg zu bahnen, wieder ein anderer wird etwa vom natürlichen Zusammenfließen zweier nachbarlicher Ströme reden — auf das Wie und Warum kommt es uns jetzt nicht an, nur auf die Tatsache der Hellenisierung selber. Und darin liegt nun freilich: Wir mögen uns gegen die angebliche Fremdländerei der klassischen Studien patriotisch noch so sehr sträuben, im Allerheiligsten unseres Volkes, und das ist uns doch unsere Religion auch heute noch, haben wir mit dem Christentum immer auch ein gewaltiges Stück Griechentum gegenwärtig, und in der katholischen Kirche, wie wir früher sahen, ein nicht minder bedeutsames Stück Römertum dazu. Wer möchte dies antike Nachleben auszurotten sich vermessen? Wie dürften die Bildungswege, die zu seinem Verständnis führen, jemals ungangbar gemacht werden?

VI.

Engverwandt mit der Religion ist die Kunst. Aber hier müssen wir uns mit einer Probe begnügen. Ins Endlose würden wir geraten, ließen wir uns auch ein auf die Musik, die Bildnerie, die Baukunst. Das in dieser Sammlung erschienene Werk von Borinski über die antike Poetik und Kunsttheorie vom Ausgang des klassischen Altertums bis auf Goethe und Wilhelm von Humboldt (Bd. 1: Mittelalter, Renaissance, Barock. 1914) bietet die reichste Fülle von Belegen für Einfluß und Weiterwirken der antiken Gedanken über Kunst aller Art. Daneben wirken immer die erhaltenen Kunstwerke selbst (wie etwa der Diokletianspalast in Spalato auf entscheidende Baugedanken der Renaissance), und es kann nicht wohl bezweifelt werden, daß auch die neueste Hinwendung unserer bildenden Künstler zur Antike zusammenhängt mit der Wiederauffindung so vieler griechischer Kunstwerke, nunmehr auch von Originalen statt der keineswegs immer einwandfreien Kopien, mit denen sich die Zeit Winckelmanns und Goethes fast ganz begnügen mußte. Doch dem wollen wir, wie gesagt,

nicht nachgehen, wir fassen als Beispiel allein die Poesie und besonders die Poetik der Alten ins Auge. Da erhebt sich freilich sofort die zweifelnde Frage, ob nicht auf diesem Gebiete das Dogma von der Vorbildlichkeit der Antike und der Verbindlichkeit ihrer Kunstlehre weitaus mehr Schaden als Nutzen gestiftet hat, indem es ein Epigonentum begünstigte und mit der Last von Regeln und Herkömmlichkeiten das freie Schaffen hemmte, erstickte oder mißleitete. Man wird nicht leugnen können, daß es nicht selten so gegangen ist, und kein moderner Humanist wird die Herrschaft des klassizistischen Dogmas zurücksehen. Freilich sollte man aber auf der anderen Seite nicht übersehen, daß unter den klassizistischen Schöpfungen Werke der alleredelsten Art sich befinden, wie Iphigenie oder Pandora, die den Vergleich ja wohl aushalten können mit manchem ganz nur aus der eigenen Gegenwart genährten und ihr zugewendetem Erzeugnis neuester Schulen. Auf jeden Fall, auch außerhalb des eigentlichen Klassizismus, ist das normierende Nachwirken antiker Poesie und Poetik nun einmal da, es hat jahrhundertlang sich betätigt, und es will beim Studium der modernen Literaturen, nicht zuletzt auch unserer deutschen, auf Tritt und Schritt beachtet sein. Es beeinflußt die Form wie den Gehalt. Ganze Stoffe und Motive kehren immer wieder. Wer dieses antiken Einschlags nicht mächtig ist, vermag unsere Klassiker überhaupt nicht zu würdigen, oft kaum noch zu verstehen. Sind doch selbst die geläufigsten Schmuckmittel der dichterischen Rede in ihrer Anwendung nicht unabhängig davon, daß nun einmal die Tropen- und Figurenlehre der Alten, so wenig gerade sie im Grunde taugt, jahrhundertlang ein Hauptstück alles höheren Schulunterrichts gewesen ist. Selbst die im Deutschen ganz überflüssige Scheu vor Hiaten haben sich große Dichter von der antiken Tradition aufhalsen lassen, und es ist lustig zu sehen, daß selbst ein poetischer Husar wie Liliencron ängstlich den Hiatus meidet und mit künstlerischen Freunden über einzelne Sorgen dieser Art lebhaft korrespondieren kann. Von der Verslehre im ganzen sprachen wir schon früher. Wie schwer die theoretische Nachwirkung insgesamt ins Gewicht

fällt, sieht man am besten dort, wo selbst ihr Mißverständnis noch die bedeutsamsten Folgen gezeitigt hat. So ist bekanntlich ein Grundsatz der klassischen französischen Tragödie und ihrer Nachahmer bei uns und anderwärts, daß die tragische Bühne auf ihrer Szene nur Fürsten, Feldherren und andere Standespersonen duldet. Wie einschneidend die Regel ist, sieht man daraus, daß während ihrer Geltungsdauer ein bürgerliches Trauerspiel ganz unmöglich war. Und doch läuft das Ganze auf nichts anderes hinaus, als auf eine schon von antiken Schriftstellern verschuldete und seit dem Ausgang des Altertums ganz allgemein gewordene Mißdeutung des Aristoteles. Der kennt als Tragödie ja nur die attische Tragödie, und da diese ihre Stoffe fast ausschließlich aus der Helden-sage schöpft, so rechnet er sie mit dem Epos zusammen zur Gattung der heroischen Poesie, der dann die realistische Poesie gegenübertritt, deren Hauptvertreterin ihm die Komödie ist. Natürlich bewegt sich nun jene heroische Poesie immer nur in einer erhöhten Welt. Sie bildet Gestalten, die *βελτίονες ἢ καὶ ἡμᾶς* sind, d. h. über dem Durchschnitt stehen müssen von uns anderen gewöhnlichen Menschen. Auch von *σπουδαῖα πρόσωπα* redet er in solchem Zusammenhange, das sind etwa «bedeutende Personen». Er denkt dabei eben an die Götter- und Heroengestalten der attischen Bühne. Aber diese «Erhöhung» der tragischen Welt wird nun später ganz äußerlich aufgefaßt in einem ständisch-gesellschaftlichen Sinne: Standespersonen! Was dann freilich die bürgerliche Sphäre ausschloß. Ob das zum Segen oder zum Unsegnen der tragischen Kunst geschah, darüber mögen die Ästhetiker entscheiden; immerhin sei dabei nicht vergessen, daß selbst Shakespeare das bürgerlich-realistische Element wohl gelegentlich einmischt, aber niemals ganze Tragodumena aus dieser Welt entnommen hat. Doch ob gut oder schlecht, die Wirkung jener Tradition war folgenschwer genug; ganze Strecken lang steht das poetische Schaffen westeuropäischer Völker unter ihrem Bann, und wie sollte es ein geschichtliches Verständnis dieser Beschränkung geben ohne die Kenntnis der antiken Ursache?]

Doch ist wahrlich nicht die manchmal verhängnisvolle Bindung und der Regelzwang im einzelnen das Wesentliche an den uns beschäftigenden Zusammenhängen. Die Hauptsache liegt in dem sozusagen allgemein Handwerklichen überhaupt, das hier festgelegt wurde und nach und nach zur selbstverständlichen Verbindlichkeit in allen modernen Literaturen geworden ist. Wir denken da vor allem an die stilistisch und technisch so wichtige Unterscheidung der poetischen Gattungen, ein noch heute vollkommen lebendiges antikes Erbe. Wie könnten wir ohne die Begriffe des Epischen, Dramatischen und Lyrischen überhaupt auskommen? Insbesondere aber für die Krone der dichterischen Gattungen, für das Drama, führt eine starke Tradition immer wieder zum Dionysostheater an der Berglehne der athenischen Akropolis zurück. Nicht im Mysterienspiel und anderen mittelalterlichen Ansätzen zu dramatischer Dichtung wurzelt unsere heutige Bühnendichtung, ihre wahre Heimat ist Attika, in der Tragödie wie in der Komödie, in dieser freilich vermittelten den Einfluß wesentlich die Römer Plautus und Terenz, deren griechische Vorbilder erst die Funde neuester Zeit wieder besser kenntlich gemacht haben. Auch ist neben dem attischen Drama noch auf den sogenannten Mimos zu achten, eine in der späteren antiken Welt üppig blühende Gattung, sehr viel niedriger eingestellt, aber eben darum von breitester Wirkung, ein Spiel aus Lebenswirklichkeit und bunter Phantastik zusammengewoben, mehr aus dem Gesichtspunkt der Unterhaltung als dem der Kunst zu beurteilen, frech und sentimental zu gleicher Zeit, volkstümlich Schönes und edle Spruchweisheit in sich schließend und ebenso alle Oberflächlichkeit und Verdorbenheit der weltstädtischen Verfeinerung. Den unendlichen Verzweigungen des Mimos ist man in neuerer Zeit mit Erfolg nachgegangen, und wenn es dabei nicht ganz ohne Übertreibung abgegangen ist, so hat sich doch gezeigt, daß es sich hier um ein ganz außerordentliches Stück antiken Nachlebens handelt. Es führt uns örtlich weit über West- wie Osteuropa hinaus, zeitlich durch das ganze Mittelalter hindurch mit seinem fahrenden Volk und darüber hinaus zu den Nachkommen dieser Fahrenden in den

verschiedensten Spielarten: zu Shakespeares Clowns und Rüpelszenen, zur italienischen *Commedia dell'Arte*, zum türkischen Schattenspiel und zu unserem Kasperletheater, aber auch zur Wiener Schwank- und Volksbühne und schließlich zur modernen Operette. Typen, Motive, Situationen, mehr noch die eigentümliche Gesamtmischung gehören da zweifellos in nie unterbrochener Kette mit dem antiken Mimus zusammen, dem von den Kirchenvätern einst so heiß befehdeten, weil in fröhlicher Weltlichkeit gar zu üppig gedeihenden Beherrscher der spätantiken Bühne. Und diese so begründete Theaterfeindschaft der Kirchenväter muß man wieder kennen, um die noch heute bestehende Abneigung kirchlich strenger Kreise gegen das Theater und die damit zusammenhängende soziale Wertung des Bühnenvolkes geschichtlich richtig einzuschätzen. Noch in manchem Zensurkampf unserer Tage wirken Spannungen nach, deren Ursprung bis weit über das Mittelalter, bis ins Altertum hinein zurückreicht. — Es trifft sich gut, daß bei der großen Bedeutung des Mimus für die Weltliteratur die neuen Papyrusfunde auch Proben dieser niederen Dramatik wieder ans Licht gebracht haben. In einer davon ist die lustige Hauptperson schon ein völliger Hanswurst oder Kasperle.

Übrigens hat sich der Einfluß des Mimus keineswegs nur auf die dramatischen Spielarten erstreckt, er griff auch hinüber in die Stoffe der gleichfalls sehr wanderlustigen und eng ineinander verschlungenen erzählerischen Unterhaltungsliteratur, in die Sammlungen von Novellen und Schwänken und was dergleichen sonst noch in Betracht kommt. Oft sind daraus Geschichten von großer Wirkung geworden, wie nicht zu verwundern, wenn Generationen von Erzählern den gleichen Stoff modeln und formen. — Doch genug davon. Wir wollen noch einen Blick auch auf die Prosa wenden, die nicht dichterisch fabuliert.

Hier nur ein Wort über die antike Rhetorik. Sie bedeutet denn doch viel mehr, als daß sie eine allgemeine Schulmeisterin für den sprachlichen Ausdruck war, das Mittelalter hindurch und weit darüber hinaus. Hieß doch in Frankreich bis in die achtziger Jahre hinein ein ganzer Klassenjahrgang

der mittleren Schulen «la rhétorique»; erst damals wurde der Name beseitigt und mit ihm die Rhetorik selbst, zugunsten literaturgeschichtlicher Unterweisung, wie recht und billig in einem so sehr historisierenden Zeitalter. Bei uns war man, dem Grundsatz nach, schon früher mit ihr fertig. In der Praxis freilich ist das alte Lehrgebäude auch heute noch keineswegs völlig abgetragen. Namentlich die Vorschule der Rhetorik, die sogenannten Progymnasmen, leben im deutschen Aufsatzunterricht auch heute noch reichlich weiter, vielleicht zu reichlich. Zwar die früher so beliebte «Chrie» wird wohl nur selten noch gezimmert, aber Aufgaben, wie «Rede Hannibals beim Antritt des Alpenmarsches» oder ähnliche aus der neueren Geschichte, sind auch heute noch nicht selten, und doch ist das nichts als ein Spiel der alten Progymnasmenrhetorik, ebenso wie die beliebten «Vergleiche», die kunstmäßigen «Schilderungen» und manches andere mehr. Doch wichtiger als diese Überlebsel der Schule muß uns heute etwas anderes sein, die Rhetorik [als Ganzes, ihrem Geist und Wesen nach. Wir Deutschen haben sie, sehr im Gegensatz zu unseren Feinden, nur allzu leichtherzig unterwertet, vernachlässigt und verachtet. Wir sahen da nichts als einen lächerlichen Kultus der Phrase, wir hielten es mit Goethe: «Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht.» Die Rede vorher berechnen, nach lehrbaren Kunstregeln formen, das schien uns fast gleisnerisch und unredlich. Es fehlte uns auch das empfindliche und kennerhafte Ohr für den rednerischen Wohlklang, das insbesondere die Romanen in so hohem Maße besitzen; wir waren für das Natürliche, das Unbewußte, das Unmittelbare. «Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor, und wenn's euch ernst ist, was zu sagen, ist's nötig, Worten nachzujagen?» Soweit also «Kunst» auf diesem Gebiet überhaupt in Betracht käme, sollte sie nur als das geheimnisvolle und ureigene Wirken des Genius berechtigt sein: Genie, nicht Regel! Im ganzen hieß es: Rem tene, verba sequentur! Nun wollen wir uns gewiß dieser grundehrlichen und mit all unseren besten Eigenschaften engverwandten Überzeugung nicht schämen. Es ist derselbe

Grund von Wahrheits- und Freiheitsbedürfnis, auf dem auch die deutsche Wissenschaftlichkeit wächst. Und doch, es gibt bekanntlich auch Fehler von Tugenden, und wer natürlich sein will, soll sich hüten, daß kein sogenannter Naturbursch aus ihm wird. Der Naturbursch im Jägerhemd und mit formlosem Bummelhumor hat uns draußen in der formenempfindlicheren Welt ohnehin genug geschadet, vielleicht auch das literarische Naturburschentum. Jedenfalls sahen wir, wie siegreich die von uns abgelehnte Rhetorik, wo sie gegen uns kämpfte, draußen das Feld behauptete. Da gilt es nachzudenken, ob wir von diesem Stück traditioneller Zucht und Schulung der Rede, von dieser Systematik in der Bearbeitung der öffentlichen Meinung nicht doch gar zu leichtherzig abgesehen, ob wir das Ganze nicht falsch beurteilt und bewertet haben. Sehen wir zu, so finden wir: entbehren konnten auch wir die Sache gar nicht in dem Maße, wie wir uns einbildeten ihrer ledig zu sein. Den verpönten Namen Rhetorik meiden wir, der Rhetor ist geblieben, auch bei uns. Die Alten schieden drei Arten Beredsamkeit: die gerichtliche, die beratende, die schöngeistige Beredsamkeit. Auch wir haben sie tatsächlich noch alle drei: im Gerichtssaal, in den Parlamenten und politischen Versammlungen, auf der Kanzel und am Vortragspult. Im Leben der Alten nun stieg die Bedeutung dieser Betätigungen öffentlicher Rede ins Ungeheuere, weil damals die Presse fehlte. Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung leistete im Gegensatze zu unserem papierenen Zeitalter noch das lebendige Wort, der Rhetor. Erst wenn man sein Wesen mit dem der modernen Presse gleichsetzt, gewinnt man den rechten Maßstab dafür, was Rhetorik ist und tatsächlich bedeutet. Erst ganz neuerdings hat man bei uns erkannt, daß es auf die Dauer doch wohl nicht angeht, eine so unendlich wichtige Funktion des öffentlichen Lebens ganz nur der rohen Empirie und der privaten Unternehmerwillkür jedes Unberufenen zu überlassen. Wo, wie im Krieg oder in Revolutionszeiten, der Schaden, der gestiftet werden kann, offensichtlich ist, greift auch bei uns die öffentliche Gewalt ohne Scheu ein. Die Einsicht ist da — unter Karl Büchers Leitung hat man in

Leipzig begonnen die praktischen Folgerungen daraus zu ziehen —, daß auch in den normalen Zeiten des Friedens und der Ordnung dieses ganze Gebiet der zielbewußten Schulung und der wissenschaftlichen Organisation bedarf. Die wird zweifellos tiefer greifen und sachlich umfassender sein als es die antike Rhetorenschule jemals war und sein konnte. Aber dem Grundsatz nach ist es doch eine Wiederaufnahme. Was wir heute erstreben mit dieser Einbeziehung des Journalismus in den Hochschulunterricht, mit einer Art Theorie also für die öffentlichen Wortführer, das hatte die Antike in ihrer Art tatsächlich schon geleistet. Denn das ist's im Grunde, was das unendlich sorgsam und durch die Arbeit zahlloser Generationen hergestellte Lehrgebäude der antiken Rhetorik bedeutet. Erklärten doch diese Redemeister schon sehr früh, sie wollten viel mehr leisten als nur Advokaten ausbilden. Jeder sollte mit Vorteil bei ihnen lernen, der überhaupt in Rede oder Schrift, in Poesie oder Prosa sich öffentlich zu betätigen gedanke. Freilich bestand eine alte Feindschaft zwischen der Strenge wissenschaftlichen Sinnes und der nur Augenblickswirkungen zugewendeten Weitherzigkeit der Rhetorik auch bei den Griechen. Plato redet unverblümt von diesem Gegensatz. Doch schon Aristoteles erkannte klar, daß mit der bloßen Ablehnung im Namen der Wahrheit gegen die Rhetorik nichts ausgerichtet werde. Das Leben bringt nun einmal tagein tagaus tausend Fragen, bei denen nicht jedesmal erst auf die Entscheidung der Wissenschaft gewartet werden kann, zumal sie nicht selten eine Antwort darauf überhaupt nicht hat. Es ist nicht anders: neben dem wissenschaftlich sicheren Urteil spielt die vorläufige Entscheidung, neben der Wahrheit das Wahrscheinliche, neben dem Beweis die Überredung, und neben dem Intellekt das Emotionale in allen seinen Spielarten eine gewaltige Rolle, in allen Beziehungen von Mensch zu Mensch, auch von Gemeinschaft zu Gemeinschaft, ja von Volk zu Volk. Da tut sich ein weites Zwischenreich auf zwischen der wissenschaftlichen und der künstlerischen Betätigung, ein Zwischenreich voll von unendlichen Wirkungsmöglichkeiten menschlicher Rede und Schrift. Diese Möglich-

keiten, seit lange geübt und erprobt, nunmehr durch systematische Erforschung ihrer Bedingungen zu steigern, auf der Grundlage von Logik und Psychologie, sie dem Gehalt nach der Wissenschaft, den Formen nach der Kunst zu nähern und auf diese Weise zu veredeln und zu verfeinern, das hat die antike Rhetorik leisten wollen, und sie hat es tatsächlich auch geleistet mit ihrer Begründung einer Wahrscheinlichkeitslogik und einer feinabgestuften Stillehre, mit der angewandten Psychologie ihrer Seelenführung und Meisterung, die bald durch Umschmeichelung des ästhetischen Sinnes zu siegen trachtet, bald durch Ethos, bald durch Pathos, und all das immer bewußt und nach erprobten Regeln. Es ist darin neben viel unfruchtbarem Schematismus eine durchaus unverächtliche Summe gereifter Kunst- erfahrung aufgespeichert, Ergebnisse zugleich eines keineswegs oberflächlichen logischen wie psychologischen Nachdenkens. Es würde ganz gut sein, wenn wir uns auch außerhalb der philologischen Fachkreise wieder etwas mehr darum bekümmern wollten. Der Unterricht tat es früher. Vielleicht wird die neue Organisation zur wissenschaftlichen Vertiefung des Journalismus die Erkenntnis von selber herbeiführen, wo sie historisch wie theoretisch ihre Grundlegung und Wurzel zu suchen hat. Den romanischen Kultus der Phrase mitzumachen, der allerdings dem gleichen Boden erwachsen ist und schon im Altertum selber des Unerfreulichen genug mitgezeitigt hat, davor wird uns Deutsche unsere gesunde und ehrliche Natur und auch der Genius unserer herrlichen Sprache von selber behüten. Gerade uns dürfte es nicht schwer fallen, das Gute und Berechtigte uns anzueignen, das Schlechte aber und die Auswüchse beiseite zu lassen. Mehr Formwillen und mehr Bewußtheit, ein klarerer Blick für die Grundbedingungen des großen « Zwischenreichs » wird uns sicher nützlich sein. Auch dafür gilt es nur, die antike Tradition unbefangen und unseren Bedürfnissen angepaßt sich auswirken zu lassen.

VII.

Aristoteles hatte die Rhetorik unbedenklich als eine Zwitterart des wissenschaftlichen Geistes, die hinüberspielt vom Wissen-

schaftlichen ins Künstlerische, in seine philosophische Systematik einbezogen und ihr darin sehr fein und bedeutsam den mittleren Platz zwischen seiner Wahrscheinlichkeitslogik (oder Dialektik) und Poetik angewiesen. Das führt uns in natürlichem Weiter-schreiten auf das letzte Gebiet, auf das wir noch einen Blick werfen wollen, auf die antike Wissenschaft. Da stehen wir vor einem absonderlichen Ruhmesdenkmal der Griechen, vor einer ihnen wirklich allein zugehörigen Geistestat von unermeßlichen Wirkungen, die wir heute immer mehr geneigt sind fast höher noch einzuschätzen als die vom Klassizismus lange Zeit etwas einseitig gepriesene griechische Kunst und Poesie. Sogar ein Stück absoluter Vorbildlichkeit bleibt hier erhalten, nicht so sehr im Gedanken an die einzelnen Ergebnisse, wohl aber im Gedanken an den Geist, der die ganze Leistung beseelt, an die Grundsätzlichkeiten. Denn dies ist das Wesentliche und heute allseitig anerkannt: Wissenschaft im wahren Sinne, d. h. Forschung nur um der Wahrheit willen, der völlig freie Geist der Prüfung, erst durch die Griechen und nur durch die Griechen ist dieses kostbare Gut der Welt geschenkt worden. Ägypterweisheit und Orientalenweisheit, von den Griechen selbst unbefangen benutzt und mit pietätvoller Ehrfurcht gepriesen, war immer priesterlich gewesen, Gnosis und nicht Historia, religiös befangen, weltverloren, dem Jenseits zustrebend. Erst das starke und gesunde Wirklichkeitsgefühl der Griechen, im Bunde vielleicht mit ihrer so ausgesprochen visuellen Begabung, erleuchtete ihnen mit dem irdischen Lichte der Vernunft Erde und Leben selber und die Gesetzlichkeit alles Naturgeschehens. Kein Priesterzwang, kein Offenbarungsglaube, nicht die Autorität heiliger Bücher hat auf ihnen gelastet. Wahrheit und Freiheit waren von alters her miteinander vereint. Am schönsten verkörpert sich dieser Wissenschaftsgeist der Griechen in ihren Philosophenschulen, der Akademie Platons, dem Lyzeum des Aristoteles, dem Garten Epikurs, der Stoa Zenons; deshalb am schönsten, weil hier mit der Freiheit, die das griechische Vereinsrecht solchen Verbänden gewährte, ein zweites Prinzip sich vereinte, das für die Wissenschaft von größter Bedeutung wurde, das Prinzip der Gemeinschaft in Forschung und Lehre,

die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, dem Geist nach am hinreißendsten in Platons Kreise, mit seinem Kultus des Eros, den Ergebnissen nach am imponierendsten in der Schule des Aristoteles. Nur auf dem Boden solcher Gemeinschaftsarbeit, die Meister und Jünger vereinigte im Sammeln und Sichten des Stoffes, im allmählichen Herausarbeiten seiner Sachverhalte und Gesetzmäßigkeiten sind die großen Unternehmungen der aristotelischen Schule verständlich, die Werke zur Geschichte der Wissenschaften, wie Philosophie, Theologie, Mathematik usw., die grundlegenden Arbeiten über Zoologie und Botanik, denen ein jahrtausendlanges Nachwirken in der Wissenschaftsgeschichte bestimmt war, die Sammelwerke über Verfassungen, Gesetze und Sitten, die zum Teil schon über den griechischen Horizont sich hinauswagten und auf deren Tatsachengrundlagen nicht nur die Staatstheorie des Meisters selber fußte, sondern alsbald auch verheißungsvolle Ansätze zu kulturgeschichtlicher, ja selbst zu volkkundlicher Forschung über Bräuche, Sprichwörter u. dgl. Aus diesen griechischen Philosophenschulen reicht ein nie ganz unterbrochener Zusammenhang hinüber bis zu unseren heutigen Hochschulen und Akademien, die wirklich nicht nur äußerlich den Namen von Platons Schule tragen, sondern als die Stätten der in Platons Sinne organisierten wissenschaftlichen Gemeinschaftsarbeit. Hier haben wir ein höchst lebendiges Erbteil der Antike vor uns. Über 900 Jahre hatte die platonische Stiftung bestanden, gerade in den letzten, den sogenannten neuplatonischen Zeiten, war sie noch einmal bestimmt, eine große Zusammenfasserin aller geistigen Kräfte der Antike zu werden, der Hort der heidnischen Bildung im Endkampf der versinkenden alten Welt gegen die neue Zeit und ihre Religion. Etwa wieder 900 Jahre später, in der platonischen Akademie der Medizeer, lebte sie von neuem auf, und von da wurde die alte Fackel weitergegeben an die modernen Akademien. Aber auch die mittelalterliche Universität mit ihrem Unterrichtsbetrieb und in manchen Einzelheiten ihrer gleichfalls korporativen Organisation gliedert sich in diese große Kette ein. Z. B. wie dem Unterricht der antiken Philosophenschule stets eine Lehrschrift zugrunde lag, so wird auch an der mittelalterlichen Uni-

versität jeweils ein Buch gelesen, und «Vorlesungen» heißen aus diesem Grund unsere Hochschulvorträge noch heute. «Thesis» nennt Aristoteles das für die Disputierübungen seiner Schule aufgestellte Thema, und Thesis heißt dann weiterhin die dialektisch-diskutierende Abhandlung selber über ein solches Thema. Die Disputierübungen der alten Universitäten setzten das fort, in den Promotionsförmlichkeiten bestehen noch heute hier und da Reste davon; in Frankreich ist die Doktordissertation noch immer eine Thèse. Für die Schriftstellererklärung finden wir im Altertum ein ganz bestimmtes Schema ausgebildet, uns besonders bekannt aus den Vorreden der zahlreichen Aristoteleskommentare. Auch die Dichtererklärung der Römer kennt es und es lebt weiter im sogenannten «accessus» des mittelalterlichen Lehrbetriebs, wir finden es aber auch noch wieder in einer Instruktion für den Studienbetrieb auf der Reformationsuniversität Helmstädt. Und so ist's mit vielen Einzelheiten. Wir können das hier nicht verfolgen und nur unser Bedauern aussprechen, daß die beiden sonst so ausgezeichneten Darstellungen des mittelalterlichen Universitätswesens, die wir besitzen, diese Universitäten viel zu sehr als Eigengewächs des westlichen Mittelalters behandeln und — von Byzanz ganz abzusehen — die Zusammenhänge mit den Hochschulen des Altertums nicht herausgearbeitet haben. Ist einmal diese Lücke ausgefüllt, dann dürfte noch viel klarer, als es so schon der Fall ist, die Tatsache hervortreten, daß die europäische Wissenschaft, dieser große, befruchtende und segenspendende Geistesstrom, seine Hauptquelle in Griechenland hatte.

Auf die wissenschaftlichen Ergebnisse der griechischen Forscher und Denker im einzelnen wollen wir hier nicht eingehen. Für die Philosophie bietet einen starken Eindruck von der nachwirkenden und fortzeugenden Kraft der antiken Problematik gerade jetzt wieder die begonnene Vereinigung von Diltheys Arbeiten «Zur Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation» (1914). Wichtig ist aber ganz besonders, daß in neuerer Zeit auch die exaktwissenschaftlichen und technischen Leistungen der Griechen durch aufklärende Arbeiten darüber und übersichtliche Darstellungen endlich

die Würdigung zu finden beginnen, die sie verdienen. Es ist wahrlich nichts Kleines, daß das kopernikanische Weltbild schon in der hellenistischen Zeit einen entschiedenen Vertreter an Aristarch von Samos hatte, und daß der genialste Mathematiker des Altertums, Archimedes, schon im dritten Jahrhundert v. Chr. eine vor etwa zehn Jahren in Konstantinopel wiederentdeckte Abhandlung schrieb, derzufolge er im wesentlichen bereits die Methode der Infinitesimalrechnung ausgebildet haben muß. Eine Stärke der griechischen Fachwissenschaftler besteht darin, daß sie vom Mutterboden der Philosophie sich niemals ganz ins Spezialistentum oder in öden Positivismus verloren haben. Niemals nur die Teile in der Hand, sie strebten immer nach dem geistigen Band. Und wenn Ansätze zur entgegengesetzten Richtung hervortreten, wie in der «empirischen» Ärzteschule, so gründen sich auch diese wiederum auf ein philosophisches Bekenntnis, das sind dann eben Skeptiker, durchgekämpfte Vertreter des philosophischen Verzichtfriedens. Die Hauptdarstellung der skeptischen Lehren, die uns erhalten ist, danken wir einem solchen Arzte, dem unermüdlichen Bekämpfer alles Dogmatismus, Sextus. Gerade die Sättigung der griechischen Fachwissenschaft mit Philosophie macht sie für unsere Zeit besonders anziehend, denn auch wir streben ja hinaus aus der positivistischen Vereinzelnung, philosophischer Synthese entgegen. Im Altertum tat das selbst die angewandte exakte Wissenschaft, die Technik. Da gab es oft Personalunionen. Der alte pythagoreische Philosoph Archytas begründete die theoretische Mechanik, selbst Plato konstruierte sich eine Weckuhr. Bekannt ist, daß der vorhin erwähnte Mathematiker und theoretische Physiker Archimedes bei der Belagerung seiner Vaterstadt Syrakus auch als Ingenieur sich zu bewähren Gelegenheit gefunden hat. Von theoretischen Sätzen über Symmetrie und Proportion geht auch der älteste uns erhaltene Artillerieschriftsteller aus, Philon aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert, in seinen Lehren vom Geschützbau. Es ist eben schon griechische Einsicht, daß die Technik nur dann das Höchste leistet, wenn die Praxis durchdrungen ist von Theorie, die im letzten Grunde immer auf die Philosophie

zurückführt. Freilich lag da auch eine Gefahr für die Griechen, und sie sind ihr um so weniger entgangen, als der Vorzug, den wir ihre säkulare Jugendlichkeit genannt haben, naturgemäß zugleich eine Schwäche bedeutet. Noch unbelastet von dem warnenden Erfahrungsreichtum der nachfolgenden Jahrtausende trauen sie leicht ihren intuitiven Kräften zu vieles zu und verallgemeinern vorschnell. Wohl nehmen sie hierbei gelegentlich in jugendlicher Genialität mehr ahnend als erfassend eine spätere Lösung voraus, verlieren sich aber auch nicht eben selten in spekulative Träumereien ohne realen Gehalt. Doch wollen wir darüber nicht zu hart und stolz urteilen: ähnliche Einwendungen werden ja auch gegenüber sehr viel weniger weit zurückliegenden Zeiten erhoben. Ich lese soeben, und mir scheint die Auffassung sehr verständlich, es sei «eine Überzeugung, die in der Gegenwart so manche der auf eine streng wissenschaftliche Philosophie bedachten Forscher teilen: daß die idealistischen Systeme (Kants und der nachkantischen deutschen Idealisten), im Grunde nicht anders wie alle vorangegangenen Philosophien der von Descartes inaugurierten Epoche, vielmehr unter dem Gesichtspunkt einer jugendlichen Unreife angesehen und dann aber auch aufs höchste gewertet werden müssen (E. Husserl in O. Kraus', Franz Brentano 159). Nicht wenige von den Griechen trifft die gleiche Zurückweisung und der gleiche Lobpreis. Gewiß, es fehlt auch an solchen nicht, bei denen nur der Tadel in Betracht kommt. Aber eins darf man jedenfalls behaupten, den Leistungen der antiken Techniker hat der spekulative Einschlag sicher keinen Schaden zugefügt. Gerade in den spekulationsfrohen Frühzeiten begegnen uns so staunenswerte Dinge, wie der Wasserleitungstunnel auf Samos, der, von beiden Seiten her in den Berg getrieben, die Arbeiter berechnungsgemäß mit nur geringem Fehler in der Mitte zusammenführte. Mit bestem Recht hat die neuere Altertumswissenschaft die Aufmerksamkeit wieder auf diese im Bann des ästhetischen Klassizismus zu lange vernachlässigten Leistungen der Alten hingelenkt. Wir finden da, obwohl doch die zur Verfügung stehenden Antriebsmittel noch sehr primitiv und beschränkt waren, schon die kompliziertesten Apparate, sei es zu Nutzzwecken, sei es zu ex=

perimentellem Spiel oder überhaupt nur zur Unterhaltung. Sie sind in letzter Zeit oft genannt worden, das automatische Puppentheater, der Weihwasserautomat, die Wasserorgel, die Feuerspritze, der Schröpfkopf, selbst der Ansatz zu einer Dampfmaschine. Mit Recht sagt Diels in seinen Vorträgen über die antike Technik: «Wer die Geschichte der Technik kennt, weiß, daß wir ohne das phantasievolle Vordenken und tastende Versuchen der alten Künstler und Handwerker und ohne die kärglichen Überreste ihrer technischen Literatur nicht den Höhepunkt der industriellen und technischen Kultur erreicht haben würden, auf den die heutige Welt so stolz ist. Wir stehen hoch . . ., aber wir stehen auf den Schultern unzähliger Ahnengeschlechter und vor allem auf den Schultern der hellenischen Denker und Künstler.» Also auch hier die Kette der Tradition, das Nachleben. Greifbar ist das schon an der bloßen Tatsache des Nochvorhandenseins eines Teils der soeben von Diels erwähnten technischen Schriften, die bald griechisch vorliegen, bald arabisch, bald lateinisch. All diese Texte sind ja gar nicht aus einem literarischen Interesse heraus, sondern lediglich zu praktischem Zweck über das Altertum hinweggerettet und im Mittelalter weiter verbreitet worden. Sie wirken da ganz unmittelbar durch ihre Lehranweisung, und manch erhaltenes künstliches Werk aus jenen Zeiten hängt mit solcher Tradition noch aufs engste zusammen. Ja, eins und das andere aus den Schriften Herons des Mechanikers, ich erinnere an den Heronsbrunnen, hat noch seine Rolle gespielt in dem bescheidenen Experimentalbetrieb des Physikunterrichts in unseren Kindertagen.

Auf einem Gebiete freilich hat die Verstrickung exakter Wissenschaft mit phantastischer Spekulation, die im Altertum nicht selten war, zu einem recht bedenklichen Ergebnis geführt. Das ist die Entartung der hehren Wissenschaft Astronomie zum Unwesen der in alexandrinischer Zeit vom Orient zu den Griechen gekommenen Astrologie. Und doch steckt auch in ihr ein wunderbarer Tiefsinn, der allein die völlig erstaunliche Nachwirkung zu erklären vermag, die gerade diesem seltsamsten antiken Geisteserzeugnis beschieden war. Es ist die Erkenntnis,

oder vielmehr die Ahnung von der Gesetzmäßigkeit des Kosmos. Das Ganze nicht minder wie jeder einzelne Teil, also auch das menschliche Einzelleben, alles ist an ein und dasselbe große Weltgesetz gebunden, als dessen sinnfälligster Ausdruck die ebenso geheimnisvollen wie rechnerisch bestimmbar Bewegungen der Sternwelt sich darstellen, die ja zu allen Zeiten den Glaubenssatz wecken müssen, den ein astrologischer Dichter der frühen Kaiserzeit ausspricht: *certa stant omnia lege!* Mit diesem Stück gesunder Philosophie verbindet sich nun freilich die willkürlichste Phantastik. Die Götternamen der Planeten und die Benennungen von Sternbildern, wie Löwe, Jungfrau, Wage usw., sind doch nichts weniger als naturgegebenen Ursprungs, und doch liefert gerade sie, diese willkürlicher Satzung entsprungenen Worte, wenn das Horoskop ausgedeutet wird, auf Grund der mit dem Worte verbundenen Vorstellung und einer Fülle sich locker anschließender Assoziationen, die wichtigsten Schicksalsmomente. Die Willkür ist da mit Händen zu greifen, und trotzdem diese wunderbare Allherrschaft des astrologischen Aberglaubens jahrtausendelang! Diese griechische Pseudowissenschaft ist tatsächlich, wie Boll, einer ihrer besten Kenner, kürzlich aussprach, unendlich lange «eines der wesentlichsten Stücke im Gesamtbesitz der Menschheit gewesen, und ihre Literatur, auch dem Umfang nach erstaunlich groß und längst noch nicht vollständig gedruckt, darf im umfassendsten Sinne Weltliteratur heißen. Vielleicht in der Astrologie allein haben sich Ost und West, Christen, Mohammedaner und Buddhisten mühelos verstanden». Bis nach Japan hin finden wir ihre Spuren. Der mit ihr zusammenhängende Glaube an die Stunden- und Tagesgötter, wie er auch auf den Monumenten unserer römisch-germanischen Vorzeit gelegentlich zutage tritt, lebt trotz der kirchlichen Gegenbemühungen noch heute weiter, überall wo die Wochentage noch nach den Planetengöttern oder ihren Stellvertretern heißen, d. h. soweit nicht im Bereich der griechischen Kirche die Austilgung der planetarischen Wochentagsnamen durchgeführt worden ist. In den europäischen Sprachen erinnert noch mancher Ausdruck an den einst so lebendigen Glauben: Unstern, Désastre, Konstellation, Aspekt,

das Beiwort jovial u. a. m. Bedeutende Gestalten der Geschichte berühren sich immer wieder mit dem uralten Aberglauben. Wir bedürfen seiner zur Ausdeutung von Dürers Melancholie, und noch Goethe, dies Kind der Aufklärungszeit, beginnt seine Autobiographie mit einem kunstgerechten Horoskop, liebt den astrologischen Dichter Manilius und zeichnet in der Gestalt seiner Makarie eine Seele voll Sternenverwandschaft und kosmischen Bewußtseins. Ja es ist gewiß, daß die alte Zaubermacht selbst heute noch nicht völlig gebrochen ist und hier und da noch immer einen mystischen Träumer in ihrem Bann festhält. Nachschübe der alten astrologischen Literatur, freilich wohl meist auf sehr tiefer Stufe stehend, werden noch immer gedruckt. Um des poetischen Unendlichkeitsgefühls willen, das selbst in den abstrusesten Erzeugnissen der Astrologie leise mitklingt, wird man sich schließlich mit der Geschichte dieses säkularen Irrglaubens aussöhnen.

Noch auf einem anderen Gebiete des wissenschaftlichen Sinnes, so weit es auch abliegt von dem eben betrachteten, begegnen wir einer folgenschweren Irreleitung durch die Griechen, zugleich, und noch mehr, einer trotzdem sehr reizvollen und schöpferischen. Ich meine nichts Geringeres als die antike Geschichtsschreibung, als Ganzes betrachtet und unter dem Gesichtspunkt strenger Wissenschaft nicht eben ein Ruhmestitel. Wohl bewundern wir mit Recht in Herodot die Größe seiner universalen Auffassung und in Thukydides bei beschränkterer Sehweite den echten, mit ihm zum ersten Male in die Erscheinung tretenden kritischen Forschergeist; das sind ganz große Leistungen gleich zu Beginn. Aber später und nur zu rasch verfiel die Geschichtsschreibung mindestens überwiegend der Rhetorik, und die Wahrheit hörte auf ihr Leitstern zu sein. Das Wirkungsvolle, das Erschütternde, das Erbauliche, das Sittenveredelnde, oder auch nur das Unterhaltsame wurde erstrebt. Manchmal herrschen sogar ausschließlich künstlerische Ziele; es kam eine Theorie auf, nach der eine Geschichtsdarstellung geradezu wie eine Tragödie aufzubauen war, nach den Regeln aristotelischer Poetik, mit Peripetien, mit Ethos und Pathos und mit allem Zubehör sonst, auch mit der kathartischen Wirkung. Das las sich dann wohl

wie eine historische Novelle von Konrad Ferdinand Meyer. Bald wieder war es die moralische, in Rom besonders auch die patriotische Wirkung, die vor allem erstrebt wurde, so von dem warmherzigen Livius. Aber auch der monumentale, düstere Tacitus gehört in seiner Weise in die Reihe dieser rhetorischen Historiker. Sein mit Recht gefeierter Name beweist nun freilich, daß trotz der wissenschaftlichen Bedenken solche Bücher nicht etwa für minderwertig gelten dürfen. Was ihnen als Gelehrtenarbeit fehlt, das haben sie im Überfluß als Werke der Literatur und Kunst. Sie sind es, aus denen jene mit dichterischer Intuition geschauten und mit plastischem Genie gemodelten Gestalten entsprangen, die die großen Namen der alten Geschichte durch die Jahrhunderte trugen und immer von neuem die vornehmsten Geister reizten, sich sinnend in sie zu versenken, sich an ihnen zu erbauen, oder auch sie nachzubilden. Ich erinnere allein an Shakespeares Verhältnis zu plutarchischen Gestalten: Coriolan, Caesar, Antonius u. a., oder an die Einwirkung von Plutarchs Dio auf Schillers Marquis Posa. Aus dieser rhetorisierenden Geschichtsschreibung hatte man schon im Altertum selber zu praktischen Zwecken ganze Bücher sogenannter Exempla zusammenzustellen begonnen, bedeutsame und unterhaltsame Geschichten, lehrreiche Merkwürdigkeiten, zu allerlei erbaulichen, erziehlichen, polemischen Zwecken jederzeit verwertbar, im Altertum für den weltlichen, später ebenso für den geistlichen Rhetor. Namentlich zugunsten der geistlichen Beredsamkeit wurde diese Sammelliteratur im Mittelalter viel gepflegt, und in ihr läuft manch vorzüglich geprägtes, wirkungs- und reizvolles Stück antiker Erzählungskunst weiter, mancher packende novellistische Vorwurf, auch manches vielbenutzte Einzelmotiv. Von da aus führten dann viele Wege in jene buntverzweigte europäische Kleinliteratur der Erzählung und Unterhaltung, die wir schon einmal erwähnten und die überall, auch bei uns in Deutschland, manchen Stoff antiken Ursprungs lebendig erhalten hat. Hätte sich die Historik der Alten stets auf der Höhe thukydeischer Wissenschaft gehalten, so wäre diese ganze bunte Nachblüte wohl ausgeblieben. Das Künstlerische war auch hier das Wirkungsvolle.

VIII.

Damit sei unsere kurze Umschau beendet. Wir haben die Hauptgebiete durchmustert und auch an der kleinen Auswahl der Proben wohl hinreichend erkannt, was es mit der Allgegenwart der Antike in unserem geistigen Leben auf sich hat. Sie ist wirklich die Basis unserer Kultur, auch unserer deutschen Kultur, und das in einem Umfange, daß wir uns selber zu verstehen aufhören müßten, verlören wir jemals in allen Teilen unseres Volkes die Einsicht in diese Verhältnisse. Darauf und nicht auf dem Dogma von ihrer Vorbildlichkeit beruht für jetzt und künftig in erster Linie der Anspruch der Antike, den die humanistische Bildung und Erziehung zum Ausdruck bringt. Jenes Dogma selber war im Grunde, wie man leicht erkennt, ein Teilstück oder auch das Ergebnis der von uns zuletzt besprochenen, aus dem Altertum übernommenen rhetorisierenden Historik. In künstlerischer Steigerung sah diese Art Geschichte die Alte Welt und nahm ihre dichterisch verschönten und mit Rücksicht auf bestimmte Wirkungen von vielen Händen zweckbewußt gemodelten Gestalten für die Wirklichkeit. Als daher die moderne Geschichtswissenschaft diese rhetorische Geschichtsbetrachtung zu Fall brachte, da mußte auch das Dogma von selber mitfallen.

Wir haben aber schon in den einleitenden Gedanken keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Vergeschichtlichung der Antike nicht notwendig auch ihre Entwertung bedeuten muß. Nicht nur daß neben den mittelbaren Wirkungen des Nachlebens die unmittelbaren der großen Überzeitlichen stehen, auch von dem, was in der Form des Nachlebens uns vermittelt wird, enthält gar vieles Kräfte, die noch immer an unser innerstes Leben rühren können, und zwar deshalb, weil die Umbildungsmöglichkeiten dieser alten Energien noch längst nicht erschöpft sind. Diese Anpassungsfähigkeit auszunutzen ist die eigentliche neue Aufgabe der alten Humanistenschule. Wir können heute in vieler Hinsicht zur Antike nicht mehr das gleiche Verhältnis haben wie die Goethezeit, aber daraus folgt wahrlich nicht, daß wir gar kein Verhältnis zu ihr haben müssen. Gold


bleibt Gold, auch wenn es immer wieder neugemünzt werden muß. Es ist wie mit dem Christentum auch, dessen Zukunftsmöglichkeiten noch keineswegs abgeschlossen sind. Jede Zeit kommt zu diesen alten Werten mit eigenen und neuen Bedürfnissen und prägt und wechselt sie dementsprechend um. Das wahrhaft Bedeutende bewährt sich eben dadurch, daß es immer neu darstellbar, von immer neuen Seiten her wirksam zu sein vermag. Die Antike hat Bedeutung und Lebensfähigkeit in diesem Sinne bereits mehr als einmal bewiesen. Schon am Ausgang des Altertums selbst stärkte sie die neuplatonischen Romantiker in Rom in ihrem Kampfe um die nationale Eigenart und die heidnische Bildung. Im Sinne einer Wiedergeburt wirkte sie bei Rienzo und Petrarca. Den Platonikern der Renaissance hilft sie die Welt aus den Banden des mittelalterlichen Aristotelismus befreien und wird dadurch eine der Geburtshelferinnen des modernen Geistes. Im neuhumanistischen Zeitalter unserer Klassiker verschwistert sie sich mit dem deutschen Idealismus. Schon der alte Goethe empfindet hierbei aufs tiefste, und das muß uns bedeutsam bleiben: es ist nicht die antike Wirklichkeit selber, die er verehrt, sondern nur ihre schöne Hülle. Nur Kleid und Schleier von Helena bleibt für Faust zurück, doch empfängt er dazu die Losung: «Halte fest! die Göttin ist's nicht mehr, die Du verlorst, doch göttlich ist's. Bediene Dich der hohen, unschätzbaren Gunst und hebe Dich empor. Es trägt Dich über alles Gemeine rasch am Äther hin, solange Du dauern kannst.» Das ist der schönste Ausdruck nicht nur für das, was der antikisierende Klassizismus der Goethezeit für unsere deutsche Bildung tatsächlich bedeutet hat, es weist uns auf eine Zukunftsaufgabe, «solange wir dauern können». Jede starke Zeit hat den alten Besitz in eigener Art neu erworben, um ihn zu beteiligen an ihrer besonderen Leistung. Das müssen und werden auch wir können, und der Neohellenismus in unserer Literatur und Kunst ist ein Anzeichen dafür, daß wir's auch wollen. Freilich fehlt es auch unter uns nicht an sogenannten Futuristen, die in jeder Vergangenheit unterschiedslos die Feindin von Gegenwart und Zukunft sehen. Wie töricht das ist, das lehrt allein schon ein

Blick auf die Renaissance, die ja doch baugeschichtlich wahrlich Epoche zu machen und einen Stil sich zu schaffen vermochte, obwohl sie die stärksten Anregungen sogar in Hauptgedanken von bestimmten antiken Bauten empfing und wie vieles obendrein von Einzelheiten übernahm: die Säule, die Kassettendecke u. a. m. «Frui paratis» das ist überall die höchste Weisheit, Ererbtes zu erwerben um es zu besitzen.

Und wenn wir schließlich uns fragen, welches denn wohl die besondere Aufgabe sein mag, der das alte Erbe in dieser tiefensten Gegenwart zu dienen bestimmt ist, so sind es besonders zwei Möglichkeiten, denen sich der Blick zuwendet. Von der einen ward von den Freunden des Humanismus in den letzten Jahren schon öfters hoffnungsvoll gesprochen. Wie das Christentum ist die Antike ein übernationaler Besitz, entrückt der Eifersucht der jetzt von so tiefem Haß getrennten Völker. So mag auch sie zu den guten Genien gehören, die um eine künftige Wiederannäherung bemüht sein werden, so wenig uns auch fürs erste eine solche vorstellbar ist. Das zweite geht uns selber an. Kein Zweifel, um uns stand es schon vor dem Kriege in unserem geistigen Wesen so, daß nicht Freiheit war, was uns not tat, sondern Bindung. Eine tiefe Zerrissenheit ging durch unser modernes Leben. Der nahezu atomisierten Gesellschaft (soweit nicht der Sozialismus eine geschlossene Gruppe in ihr bildete) fehlte jedes einheitliche Fühlen, Wollen und Denken, jeder ausgeprägte Stil. Wir waren wurzellos in religiösem und fast auch in jedem anderen Sinne, einem Übermaß von Kritik und Verneinung hingegeben und durchaus analytischen Geistes.

Gewaltsam zurückgeworfen in unserer äußeren Entwicklung, was bleibt uns übrig als den Anschluß zu suchen an das, was wir ehemals waren? Zuflucht in der geistigen Welt unserer Väter, Sammlung und Vereinigung um unsere alten Ideale! Alles, was in unserem Volkstum alt und von Adel ist, alle Urkräfte, die mitgewirkt haben an der Kraft und Schönheit seines unvergleichlichen Aufstiegs, den niederzuschmettern nur der Übermacht einer ganzen Welt ruhmlos gelang, alles was uns nach rückwärts bindet an das, was das Edelste und Beste in unserer

Art war, das bedarf jetzt sorgsamere Pflege als je zuvor. Dazu rechnen wir auch das Vermächtnis unserer antiken Ahnen, und in einem besonderen Sinne das der Griechen. Denn in einer Hinsicht wenigstens blieb der alte Glaube an ihre Vorbildlichkeit bestehen: in ihrer besten Zeit hatten sie das wirklich zu eigen, was wir suchen, die zwiespaltfreie Einheitlichkeit und Geschlossenheit, den Stil des geistigen Lebens, und damit auch die schöne Vereinigung von Freiheit und Bindung, die sie selber Sophrosyne nennen, Gesundheit des Geistes. Mögen sie uns Wegweiser dazu nicht werden, sondern bleiben.



Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung m. b. H. in Leipzig

Das Erbe der Alten

Schriften über Wesen und Wirkung der Antike

Gesammelt und herausgegeben von

O. Crusius · O. Immisch · Th. Zielinski

Die Darstellungen schreiten nicht in der schweren Rüstung der Fachwissenschaft einher. Sie wenden sich an die große Gemeinde der Bildungsuchenden, jene echte Bildung, die aus leichten Quellen zu schöpfen verschmäht. Deshalb führen nur Sachverständige das Wort, an deren Ruf kein Zweifel besteht, nicht nur Philologen, auch Germanisten, Juristen und Theologen. Es handelt sich um eine Auslese der heute noch wirkenden und zur Wirkung berechtigten Kräfte und Persönlichkeiten.

Bisher erschien:

Heft 1. **Hellenische Stimmungen in der Bildhauerei von Einst und Jetzt**, von Geh. Hofrat Prof. Dr. **Georg Treu**. 52 S. mit 62 Abbildungen und einer Tafel. Gr. 8°. Preis geh. M. 1.80, geb. M. 3.50.

„Wir begrüßen dieses Heft aufs lebhafteste! Jeder Kunstfreund sollte es studieren und besitzen. Durch 62 meisterhaft ausgewählte und ausgeführte Abbildungen, meist Beispiel und Gegenbeispiel, erläutert, können Treus Anschauungen unendlich viel zur richtigen Bewertung der Antike und ihrer Nachwirkungen, sowie zu klarerem Erfassen der Entwicklung der Plastik bis zur Gegenwart beitragen. Hier wird die Kunst in voller Innerlichkeit erfaßt.“

(Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)

Heft 2/3. **Aristophanes und die Nachwelt**, von Dr. **Wilhelm Süß**. 226 S. Gr. 8°. Preis geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

„In fesselnder Darstellung, die gleich fern ist von dem saft- und kraftlosen Gelehrtendeutsch wie von dem Blitzlichtsil unbeweisbarer Paradoxen, führt uns der Verfasser nach fünf wohlbegründeten Wegmarken durch das Altertum, durch die Renaissance und den deutschen Humanismus, durch das Frankreich des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts, durch Aufklärung, Sturm und Drang, um sich mit der Neuzeit besonders eingehend zu befassen. Aus dem ungemein reichen Inhalt kann nicht bloß der Altertumsforscher, sondern ebenlosehr der Literaturhistoriker, Kulturhistoriker und Ästhetiker lernen und zum mindesten Anregungen schöpfen. Das Buch stellt sich in eine Reihe mit Zielinskis Werk: ‚Cicero im Wandel der Jahrhunderte‘ und ist angetan, eine Umwertung der Aristophanesbeurteilung herbeizuführen, die bisher nur vereinzelt sich vernehmlich machte.“

(Neue Jahrbücher für das klassische Altertum.)

Heft 4. **Plutarch**, von Prof. Dr. **Rudolph Hirzel**. 211 S. u. 2 Tafeln.
Gr. 8^o. Preis geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

„Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, scheint uns vorzüglich gelöst: in Plutarch einen Menschen der Antike uns Modernen nahezu bringen, erstaunlich ist die Fülle von Anregungen, die dieser Historiker der Nachwelt gegeben hat, so daß wir bei Lektüre dieses Buches gewissermaßen eine Wanderung durch die Jahrhunderte und durch die verschiedenen Kulturvölker machen und überall auf Spuren stoßen, die uns wieder auf Plutarch hinweisen. So kann der von seinem Helden begeisterte Verfasser in dem Schlußkapitel: Was ist Plutarch für uns? sagen: er ist ein Stück von uns, und das ehrliche Streben, uns selbst kennenzulernen, muß uns immer wieder zu ihm zurückführen.“ (Rheinisch-Westfälische Zeitung.)

Heft 5. **Euripides**, von Rektor Dr. **Hugo Steiger**. 124 S. u. 1 Tafel.
Gr. 8^o. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 4.50.

„Diese Beschränkung, die auch auf die Anführung gelehrter Literatur fast ganz verzichtet, werden ihm namentlich die nichtphilologischen Leser danken. Jedenfalls hat er mit seinem schönen Buche das Hauptziel erreicht, dem modernen Leser den alten Dichter verständlich und lieb zu machen.“ (Wilhelm Nestle.)

Heft 6. **Das Kaisertum**, von Professor Dr. **Ludwig Hahn**. 114 Seiten.
Gr. 8^o. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 4.50.

„Der Verfasser bietet, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, einen überaus beherrschenden Einblick in jene Entwicklungskette, unter deren Einwirkung unsere Zeit noch steht — man kann wohl sagen: leidet, wobei man nur an die Machtanprüche der römischen Kirche zu denken braucht, die Hahn als die edelste, folgerichtigste und erfolgreichste Erbin des römischen Kaisertums bezeichnet.“ (Alldeutsche Blätter, 19. 4. 1913.)

Heft 7. **Caesar. Sein Leben, seine Zeit und seine Politik bis zur Begründung seiner Monarchie**. Ein Beitrag zur Geschichte und Biographie Caesars, von Prof. Dr. **von Meß**. 188 S. Gr. 8^o.
Preis geh. M. 3.80, geb. M. 5.80.

„Eine reiche, oft mit überraschenden Parallelen geistvoll geschmückte Würdigung von Cäsars gewaltiger Persönlichkeit bietet M. in wunderbarer Sprache. Erstaunlich ist die Fülle neuer Gedanken zumal im vierten Abschnitt. . . . Sonst ist das in blendendem Stile geschriebene Buch ein echter Edelstein.“ (Lehrproben und Lehrgänge.)

Heft 8. **Kaiser Julianus**, von Professor Dr. **Geffcken**. 180 S. Gr. 8^o.
Preis geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

„Hier spreekt wetenschap, die spreeken kan. Het is Geffckens Julianus. Natuurlijk: wie zou meer verlangen? Maar Geffcken doet Julianus leven en doet zijn tijd leven. Wij zien, en dat is van groote beteekenis, hoe de vaders der antieke orthodoxie en de corypheeën van het Neoplatonisme, die deze romanticus tot kerkvaders van een herschapen Hellenisme verheffen wilde, nog meer éenes geestes kinderen waren dan men wel vermoede.“ (Theologische Studien, Leiden.)

Heft 9. **Die Antike in Poetik und Kunsttheorie** vom Ausgang des klassischen Altertums bis auf Goethe und Wilhelm von Humboldt. I: Mittelalter, Renaissance, Barock von Prof. Dr. **Karl Borinski**. XII u. 324 S. Gr. 8^o. Preis geh. M. 8.—, geb. M. 10.—.

„Für sachkundige Behandlung und gründliche Aufarbeitung des Themas, wie die Antike von ihrem Ausgang über Mittelalter und Renaissance auf die Neuzeit in Poetik und Kunsttheorie, d. h. auf die Formulierung der Lehren über Dichtkunst, Antike und Skulptur und Architektur gewirkt hat, war kaum ein Gelehrter geeigneter als Borinski, der zu dem vorliegenden Werke schon vor vielen Jahren eine Art Vorarbeit geliefert hat. Wie in dieser Unternehmung tritt er auch in seiner neuen, gedrängteren Darstellung mit dem Rüstzeug gediegener Gelehrsamkeit gewappnet auf; aber den Zielen der Sammlung „Das Erbe der Alten“ entsprechend, als deren Teil sie erschienen ist, wurde der Wortlaut in den vorderen textlichen Abschnitten so populär als möglich gehalten.“ (Literar. Zentralbl.)

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung m. b. H. in Leipzig

Weber, Leo, Im Banne Homers. Eindrücke und
Erlebnisse einer Hellasfahrt. 291 S. und 29 ganz-
seitige Abb. Gr. 8^o. 1912. M. 5.—, geb. M. 7.—

„Im Banne Homers“ heißt dieses Buch. Die Welt des Sängers, der blind
gewesen sein muß, weil er sah, was niemand sah, will die Seele dieses Buches
suchen. Ihr Zauber hat dem, der es schrieb, das Herz schwellen lassen,
und der Herzschlag der Freude ist noch in diesen Worten. Liebe zur An-
tike ist seine Führerin gewesen, und wem das Gefühl der Kompaß ist, der
findet das Schöne reiner als alle die Vielzuvielen, die es mit Reisehandbüchern,
Hotelempfehlungen und dickleibigen Fahrplänen suchen. Dr. H. Schötz.

„Nachdem ich mit dem Lesen des neuen Werkes, »Weber, Im Banne Ho-
mers« begonnen habe, bin ich selbst ganz im Banne dieses Buches und kann
mich trotz tiefer Nachtstunde nicht von ihm trennen. Es ist ein ganz treff-
liches Buch, und ich freue mich schon auf morgen, wo ich die Lektüre
fortsetzen kann. Die reiche Ausstattung ist nicht genug zu loben. Die
zahlreichen, zum Teil trefflichen Bilder erhöhen den Wert des Buches un-
gemein.“ (Dr. P. B. in L.)

„Die Sehnsucht nach dem Süden, ein tastendes Verlangen aus dem Nebel
in die Helle, ein Fernweh nach der goldenen Sonne und dem blauen
Meer klingt aus diesem Buche. Deshalb eine Sprache so schlicht und in
ihrem edeln Gefühl so leuchtend und erwärmend. Wir grüßen in diesem
Buche den starken Willen, der uns heute mehr not tut denn je, frisch und
fröhlich Freude und abermals Freude zu wecken für eine Sache, in der der
Mensch zum Menschen spricht.“ (Düsseldorfer Generalanzeiger.)

Zielinski, Prof. Dr. Th., Die Antike und wir.
Vorlesungen. 4. unveränderte Auflage. 1913.
IV und 126 S. Gr. 8^o. M. 2,40, geb. M. 3,60

Mag man nun irgendwelche Abschnitte herausgreifen und sich tiefer in
ihren Gedankengang versenken, überall müssen wir nicht bloß größte Ge-
lehrsamkeit und umfassende Bildung bewundern, sondern vor allem auch
die überlegene, vornehm wirkende Ruhe der Beweisführung, die sine ira et
studio allein in den Dienst der Erfahrung objektiver Wahrheit sich stellt.

Dr. W. Schwarze in Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht.

... Das Altertum hat in ihm Fleisch und Blut angenommen, und auch in
der Bildung unserer Zeit kristallisieren sich ihm deutlich die Lebenselemente
heraus, die auf die Antike zurückreichen. Deutscher Merkur, München.

Es darf diese Vorlesungen niemand ungelesen lassen, der entweder im wil-
den Schulkampf unserer Tage eine vornehm sachliche Belehrung sich geben
lassen oder aber, abseits von diesem Schulkampf, der überzeugungstreuen
Arbeit im Dienste der humanistischen Bildung eine auch an eindringlichen
Lehren reiche Selbstbesinnung zuteil werden lassen will.

Berliner philolog. Wochenschrift.

Die angeführten Preise erhöhen sich um den z. Z. üblichen Teuerungszuschlag.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung m. b. H. in Leipzig

Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Neu bearbeitet von Johannes Bolte und Georg Polivka.

Bd. I. Nr. 1-60. (VII u. 556 S.) Geh. M. 12.-, geb. M. 16.-

Bd. II. Nr. 61-120. (V u. 566 S.) Geh. M. 12.-, geb. M. 16.-

Bd. III. Nr. 121-225. (VIII u. 624 S.) Geh. M. 16.-, geb. M. 20.-

Diese Arbeit, nur durch Jahrzehntelange, entsagungsreiche und fast die Grenzen der Leistungsfähigkeit des einzelnen übersteigende Mühen möglich, war die unbedingt notwendige Voraussetzung für die Arbeit der Märchenforschung, die nunmehr zu leisten ist. Denn erst sie schafft die Vorbedingungen, auf Grund deren wirklich zuverlässig und eindringend untersucht werden können: das Verbreitungsgebiet, die Herkunft und die Wanderungen und Wandlungen der einzelnen Märchen und damit die Geschichte und die Lebensbedingungen des Märchens überhaupt, sowie der Anteil der einzelnen Völker an den Märchen der ganzen Welt und die Zusammensetzung des deutschen Märchens aus seinen Elementen.

Friedrich von der Leyen i. d. Deutschen Literaturzeitung.

Das Werk zählt zu den stolzesten und unentbehrlichsten Besitztümern des Germanisten, des Erforschers der vergleichenden Literaturgeschichte und des Folklore.

Prof. G. Witkowski in Zeitschrift f. Bücherfreunde.

Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer.

4. Ausg., besorgt von A. Heusler u. R. Hübner.

2 Bände. (XXXIII u. 675 u. 723 S.)

Geh. M. 30.-, geb. M. 35.-

Der Dank an die Herausgeber für die Tätigkeit des Sichtens, Ordnen und Einschaltens ist um so größer, als sie mit derjenigen Pietät das Buch von neuem zugänglich gemacht, die das Gedächtnis Grimms erforderte. Ebenso gern auch wird man ihnen Anerkennung zollen für die Anfertigung des Quellenverzeichnisses und des Sachregisters. Beide erst ermöglichen die Ausbeute des überreichen Stoffes.

Dr. A. Werminghoff

in Historisches Literaturblatt.

Ein halbes Jahrhundert analytischen und kritischen Zeitalters haben wir hinter uns, und immer noch benutzen nicht nur, sondern lesen wir dieses Buch mit dem nämlichen Genusse, als ob es gestern, nicht vor mehr als siebzig Jahren geschrieben wäre. K. v. Amira in Göttinger gelehrte Anzeigen.

Dessen können die beiden Herausgeber versichert sein, daß jeder, der an der Wissenschaft des deutschen Altertums irgendwie interessiert ist, ihre erfolgreichen Bemühungen, den Rechtsaltertümern Grimms ihre „thronende Stellung“ zu erhalten, mit warmem Dank anerkennt.

Ulrich Stutz in Zeitschrift der Savigny-Stiftung.

Die angeführten Preise erhöhen sich um den z. Z. üblichen Teuerungszuschlag.

cp19.5567

DE Immisch, Otto,
71 1862-1936
I5 Das Nachleben der
Antike,
Dieterich (1919)

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 13 05 02 019 0